

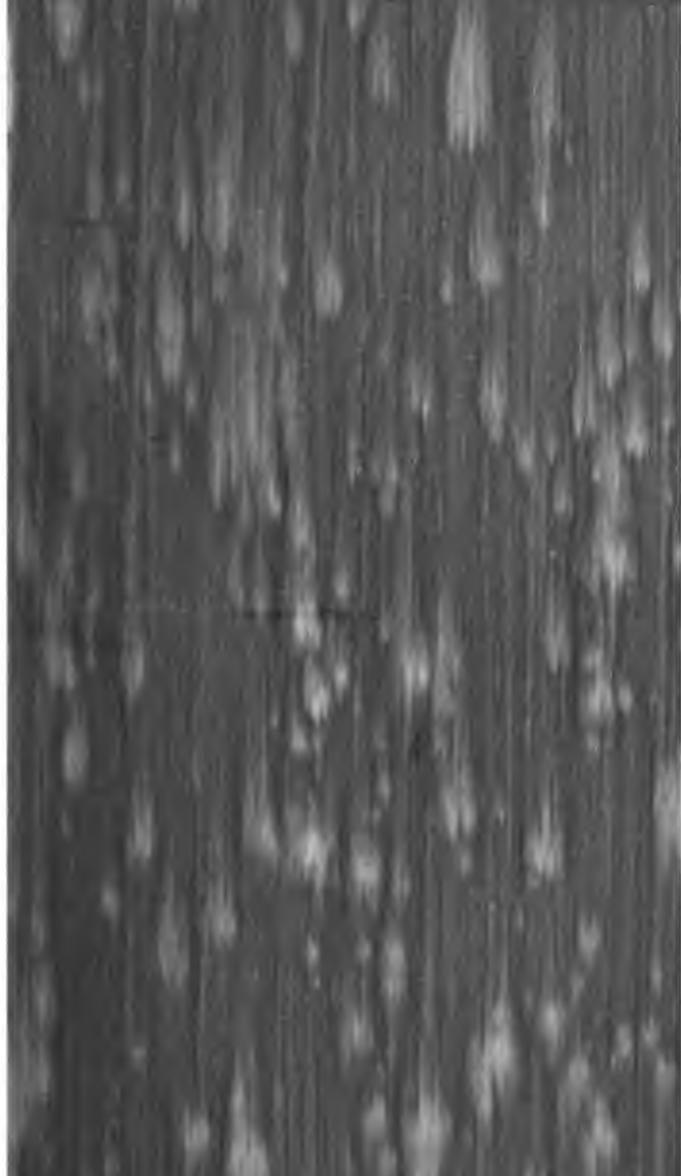


# *Frauenleben*

Hanns von Zobeltitz

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*



# Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

VIII

Elisabeth Charlotte

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

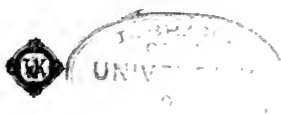
1905.

**Elisabeth Charlotte**  
**Herzogin von Orleans**  
(Die Pfälzer Liselotte)

von

Professor Dr. Jakob Wille.

Mit fünf Kunstdrucken.



Bielefeld und Leipzig  
Verlag von Velhagen & Klasing  
1905.

27. 11. 1900  
17  
V. 8

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

## Dorwort.

---

„Genug und übergenug von allem diesem!“ pflegte ein niedersächsischer Pfarrer auszurufen, nachdem er bereits drei Stunden gepredigt hatte. So erzählt Elisabeth Charlotte in der Erinnerung an ihre Jugendzeit. „Genug und übergenug von Liselotte“, mögen viele sagen, wenn sie schon wieder etwas über die Herzogin von Orleans am Ladenfenster ausgelegt sehen, denn es ist schon sehr viel, Altes und Neues, über diese merkwürdige Frau geschrieben worden. Deutsche und Franzosen, ein jeder in seiner Art, haben dieses Lebensbild gezeichnet. In der dramatischen Dichtung schreitet Liselotte über die Bühne, in lyrisch gestimmter Prosa schwebt halbverklärt ihre Gestalt durch die mondumglänzten Trümmer des Heidelberger Schlosses. Einen tragischen Charakter trägt ihr so gezeichnetes Bild: als Dulderin für das Vaterland und den Glauben ihrer Väter, von Kummer und Sorgen gedrückt erweckt sie das Mitleid der Nachwelt. Nur mit Vorsicht und Zurückhaltung in zarten Linien auf-

getragen dürften diese Farben der Wahrheit entsprechen. Aber es fehlt gerade ein bedeutsamer Zug, der unsere Eiselotte ausmacht. Wer das Glück hat, in pfälzischen Gauen geboren und erzogen zu sein, das Volk, welches hier wohnt, im Verkehr mit ihm bis in seine kleinsten Züge zu kennen, dem wird vieles in Eiselottens Wesen um so deutlicher hervortreten, je länger und tiefer er in ihre Briefe, wie in einen Spiegel hineinschaut.

Das Buch geht ohne den beweiskräftigen Apparat von Anmerkungen in die Öffentlichkeit; doch habe ich im Anhang die wichtigste zu Grunde liegende Literatur zusammengestellt und verweise sonst auf meinen 1895 in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern und auch als Sonderdruck erschienenen Essay. Vieles ist ihm entnommen, doch möchte ich diese vorliegende zusammenfassende Darstellung als das Ergebnis erneuter Studien betrachtet wissen. Möge der Leser den Eindruck gewinnen, daß ein neues Charakterbild der Eiselotte nicht überflüssig gewesen ist.

Heidelberg, im August 1905.

Dr. J. Wille,  
Professor und Oberbibliothekar.







Das Abbildnis der Liselotte.  
Von Michel, anerkanntem Meisters im Kestner-Museum  
zu Hannover.



## I.

**M**an ist doch nie wohl in der Fremde und „besser zu Haus und in seinem Vaterlande.“ In diesem kurzen Bekenntnis ist das Charakterbild der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans von ihr selbst am besten gezeichnet. Das Vaterland aber, dessen Erinnerung wie ein warmer Sonnenstrahl auf ihrem Leben ruht, ist nicht das heilige römische Reich, welches damals aus tausend Wunden blutend daniederlag. Eiselottens Vaterland ist die sonnige Pfalz mit ihren grünen Bergen, ihren lieblichen Tälern und ihrem fröhlichen Volke, dessen Eigenart unverdorben und unverfälscht, kraftvoll und derb auch in der pfälzischen Fürstentochter bis zu ihrem letzten Atemzuge zum Ausdruck kommt. Wer Eiselotte von diesem Boden hinwegzunehmen versuchte, verstünde sie nicht.

Es ist auch nicht gleichgültig, wohin ein Bild gehängt wird, damit es wirken soll. Eiselottens Porträt kann für sich allein gar nicht betrachtet werden, ohne daß ringsherum, wie in einer Ahnengalerie, andere Gestalten in unsern Ge-

sichtskreis treten. Nicht stören und verwirren, sondern erklären wollen sie. Aus dieser Umgebung heraus fällt erst Licht und Schatten auf Eiselottens Bild, vor dem wir betrachtend stehen. So viel verwandte Züge, so viel gleiche Farben ringsum in diesem Ahnensaale! Doch es sind historische Porträts, die nur auf dem Hintergrunde des geschichtlichen Lebens ihre Beleuchtung erhalten. Man kann Eiselottens Bild nicht gut verstehen, ohne auch ihren Vater kennen zu lernen, von dessen Eigenart so viel auf die Tochter überging, ohne dem Familienkreise näher zu treten, von dessen Losen, nach Eiselottens Glauben an ein Verhängnis, auch ihr ein gutes Stück zuteil geworden war.

Als Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz nach dem westfälischen Frieden in seine Heimat zurückgekehrt war, kam er als ein Fremder. Keine Jugenderinnerung hielt ihn an diesem Boden fest. Beim Aufsteigen der ersten Wetterwolken, die einen unheilvollen Krieg verkündeten, war er 1618 auf dem Heidelberger Schlosse zur Welt gekommen. Die Würfel, welche bald darnach am weißen Berge fielen, bestimmten auch die Richtung seines Lebensweges. Mit seinem Vater, dem hartgeprüften Winterkönig, und der unerschütterlich stolzen englischen Mutter ging er heimatlos einer dunkeln Zukunft entgegen. Im Haag findet die ihres Landes beraubte kurfürstliche Familie, von der Gastfreundschaft der oranischen Verwandtschaft und dem Gnadenbrote der

niederländischen Generalstaaten lebend, einen Wohnsitz. Im fröhlichen Treiben von Maskenfesten und Schlittenfahrten merkte man kaum, daß über das pfälzische Haus schon ein schweres Unwetter sich entladen hatte, ahnte man nicht, was im Schoße der Zukunft noch verborgen lag.

Seinem Schicksal ergeben, schwach und hilflos, nur stark und unerschütterlich in seinem Glauben schaut der Böhmenkönig aus diesem niederländischen Exile hinaus auf den stürmisch bewegten Schauplatz des wilden Krieges, wo auch die Zukunft seines Landes auf den Fahnen geschrieben steht, an den grünen Tischen der Diplomaten leidenschaftlich und gelehrt verfochten wird. Nur einmal noch leuchtete ein Hoffnungsstrahl in sein an Enttäuschungen so reiches Leben, als Gustav Adolf sein Banner siegreich entfaltete, das sich bald nach des Königs Tode auch über dem Grabe des Pfalzgrafen senkte.

Arm an Erfolgen, war dieses Leben reich an hoffnungsvollem Nachwuchs, der sich bei der kleinen Hofhaltung im Haag und in Rhenen um die Eltern versammelte. Ein prächtiges Geschlecht von sechs Söhnen und vier Töchtern, welche die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich lenkte. Ward körperliche Schönheit mit jenen zarten Linien und vornehmen Zügen, wie sie van Dyck und Honthorst in ihren Bildern überliefert, auch nicht allen zuteil, so zeichneten sich doch alle durch geistige Frische und mannigfache Talente aus. Die kühle Hoheit des stuartischen Blutes wird bei

vielen stark überwunden durch den wärmeren Lebensstrom, den freieren, ungezwungenen Zug, auch das derbere Wesen des pfälzischen Schlates. Ihr Schicksal allein schon macht uns diese Kinder des Böhmenkönigs interessant.

Da von den Söhnen des Winterkönigs der älteste, Friedrich, noch von den böhmischen Ständen zum Thronfolger ernannt, in Gegenwart des Vaters, bei Besichtigung der Silberflotte 1629 ertrunken war, stand nun seit 1632 der jugendliche Karl Ludwig als die politische Figur in dem so unpolitischen Kreise des königlichen Hofes im Haag. Der zarte Jüngling von schlankem Wuchse, vornehmen weichen Zügen, wie ihn van Dyck gemalt, blickt bereits mit männlichem Ernste aus seinen hellen Augen, die über die schon jetzt scharf ausgeprägte, in seinen älteren Jahren so energievoll hinausleuchten. Geistig hochbegabt, wissensdurstig, nimmt er die Bildung in sich auf, die ihm von der hohen Schule zu Leiden, von dem reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Leben der aufstrebenden Niederlande dargeboten wird; er sieht in die wirtschaftlichen Triebkräfte des emporsteigenden Volkes hinein, und fühlt über das Gezänke der niederländischen Theologen und den Horizont seines eingelernten Heidelberger Katechismus hinaus jenen kräftigen Luftzug, der freie Gedanken in kühnem Fluge emporträgt. Bei der Königin, die ihre Blumen, Hunde und Affen pflegt, bei den Schwestern, die malen, tanzen, musizieren,

Verse machen oder wie die ernste, tiefsinnige Elisabeth mit Descartes philosophieren, hält er es nicht mehr aus. Die Politik spricht härter und ernster mit, trotz des heitern und lockern Lebens, das ihn am englischen Hofe empfängt. Auf diesem Boden verständlich, — nicht charakterlos, frei von Hintergedanken an die englische Krone — erscheint seine Stellungnahme an der Seite des Parlamentes gegen die eigene Verwandtschaft. Dort war zu hoffen, hier war eine Lehre bereits gegeben, nach der ein kluger Kopf sich richten konnte. Nicht Enttäuschung, sondern das Blutgericht über seinen Oheim zerriß das Band zwischen ihm und den Puritanern. Während seine Brüder: Ruprecht der kühne Reiter und Seeheld und Moriz, ihre Schlachten zu Wasser und zu Land für den Royalismus weiterschlagen, läuten die Glocken den Frieden ein, und Karl Ludwig kehrt in die Pfälzer Lande zurück.

Im Jahre 1650 vermählt er sich mit Charlotte, des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen Tochter, 1651 kommt der Thronerbe Kurprinz Karl, am 27. Mai 1652 Elisabeth Charlotte zur Welt.

Nun saß wieder das angestammte Geschlecht auf der Burg der Väter. Fehlte auch längst das tiefere Verständnis dafür, was es hieß deutsch zu sein, so wußte doch das vielgeplagte, von unsagbarem Elende heimgesuchte Volk beim Anblicke des Heidelberger Schlosses, daß man nicht mehr schwedisch oder spanisch, kaiserlich

oder französisch, daß man wieder pfälzisch war. Nur ein paar Tage zuvor, als Liselotte zur Welt kam, zog der letzte Rest spanischer Besatzung, unter lauten Verwünschungen der Bürger, aus den Toren der Festung Frankenthal hinaus. Die Friedenssonne stieg nun wieder hinter den Pfälzer Bergen hervor, über Verwüstung und Zerstörung hinaus grüßte sie die zerstückelten Mauern des Heidelberger Schlosses. Doch die Zeit kehrte bald wieder, da auch die unverwüstliche Kraft dieses gesegneten Landes neue Früchte trieb, und der Frohsinn des pfälzischen Völkchens lebte wieder auf. Karl Ludwig beginnt nun sein Land und sein Haus von neuem zu bestellen. Er hatte viel gelernt, um dieser schweren Aufgabe gewachsen zu sein. Sein Blick ist weit geworden draußen im Getriebe einer größeren politischen Welt, als die Pfalz sie darstellte. Unterstützt von der unvergleichlichen Triebkraft dieses gesegneten Bodens gewinnt Karl Ludwigs wirtschaftliche Reform glücklichen Erfolg, in kleinen Verhältnissen einen großen Zug. Geistvoll und hochgebildet wird er der Schützer der Wissenschaften, ein Neuschöpfer der Heidelberger Universität. Man verspürte auch hier die freie, geistige Atmosphäre niederländischer Erfahrungen. Kampfluftige Zeloten, die so viel Unheil gebracht, verschwinden von diesem Boden. Religiöse Duldung, Freiheit des Glaubens beherrschen den Denkkreis des Landesherrn. Doch in seinem aufgeklärten Kopfe werden die freien Gedanken



leicht von jenem Indifferentismus gestreift, der mit billigem Spötteln und kühlem Lächeln über die Bedürfnisse der Seele sich hinwegsetzt. „Unser Papa,“ sagt einmal Eijelotte, „hat alle Zeit verziert mit allen Religionen, nur im Scherz, um sich zu divertieren.“ In den Tagen, da Molanus Duldung predigt, Spinola, der Titularbischof von Tina, und Leibniz ernsthaft mit der Wiedervereinigung aller christlichen Konfessionen rechnen, auch Karl Ludwig um diesen Preis mit dem Papste paktieren möchte, nimmt man es mit dem Glauben nicht so genau. Man wechselt sein Bekenntnis, wie es Politik oder Vorteil verlangen. Mit einem geistreichen Schlagwort oder einem kleinen Scherz macht man sein Gewissen frei.

Im Haag beim alten Geschlecht nahm man diese Dinge noch ernst und sah es mit Betrübnis, als zwei Sprossen des gut calvinischen Böhmenkönigs in den Schoß der römischen Kirche zurückkehrten. Um den Preis der Liebe tauscht Prinz Eduard leichten und fröhlichen Herzens sein bißchen Bekenntnis aus, als Anna von Gonzaga-Nevers, im politischen Ränkespiel der Fronde erprobt, wie in Liebesabenteuern, Heiratstiften, und Bekehren erfahren, den leichtlebigen Pfalzgrafen einfieng. Vielleicht ist ihre Kunst daran schuld, daß auch Louise Hollandine, die gelehrige Schülerin Honthorsts, schon sechsunddreißig Jahre alt, dem Zwange des Hoflebens in die Stille des Klosters entfloß. Doch sie blieb auch unter dem Schleier einer Äbtissin die alte, genial, ihrer

Kunst getreu, dabei unverändert im pfälzischen Schlag, stets heiter, voll Scherz, zungenfertig, amüſant und „poſſierlich“. So taucht ſie in Eiſelottens Leben als eine freundliche Erſcheinung auf. Im Kloſtergarten von Maubuiſſon werden wir ſie wiederfinden.

In den arbeitsvollen Jahren, da Karl Ludwig die erſten Früchte des Neubestellten Bodens heimführt, treten zwei Frauengestalten im Heidelberger Geſichtskreiſe auf, die uns nicht unbekannt ſein dürfen, wenn ſie uns ſpäter wieder begegnen, die eine vorübergehend, die andere dauernd, tief und unzertrennlich mit dem Leben der Eiſelotte verwachſen. Beide ſelbſtändige Geiſter fühlen ſich nicht wohl unter dem zwangvollen Regiment der ſtuartischen Mutter und verlaſſen gerne den ſtillen Haag, um die Gaſtfreundſchaft des Bruders in Heidelberg zu genießen. War auch ſein Hausſchatz knapp bemessen, ſein Sinn zum Geben nicht geneigt, ſo fanden ſie doch in der geiſtigen Luſt Nahrung genug. Je nach Neigung nahm eine jede davon in ſich auf. Nur kurze Zeit ſind ſie da: Elſabeth, die älteſte der Schweſtern, noch ein Pfälzer Kind, doch ernſt, in ſich gekehrt, tiefgelehrt und wiſſensdunſtig, grübelnden Geiſtes, als Freundin Descartes' ſchon in der Welt bekannt, als die Gelehrte, „die Griechin“, von den Geſchwüſtern angeſtaunt, als die Zerſtreute mit harmloſem Spotte von ihnen beehrt. Nicht ſo leicht wie die anderen kommt ſie über das Schickſal ihres

Hauses hinweg. Das Verhängnis, welches unablässig ihre Familie verfolgt, gibt ihr zu denken über die Rätsel dieser Welt, über den Dualismus vom freien Willen und Abhängigkeit, von Seele und Leib, Glauben und Wissen, Tod und Leben. In dem Suchen nach der Erkenntnis Gottes, nach der Ruhe der Seele, der wahren Glückseligkeit kommt sie, von Seneca und Descartes unbefriedigt zu den Mystikern und Quäkern. Als Äbtissin des evangelischen Reichsstiftes Herford hat sie mit Sabbadie der innern Erleuchtung sich ergeben, seiner Gemeinde den Schutz der Abtei gewährt. William Penn hat sie dort gesegnet.

Ganz anders die jüngste unter den Töchtern des Winterkönigs: Sophie, ihrem Bruder Karl Ludwig geistesverwandt, der dreizehn Jahre älter die Lieblingschwester gerne seine geliebte Tochter genannt, wie sie in respektvollem Scherze ihn „mon cher papa“ titulierte hat. An geistiger Frische sind sie beide gleich jung geblieben. Honthorst hat uns ihr Jugendbildchen hinterlassen: Keine Schönheit in dem harmonischen Gleichmaße der Linien, aber von feinen, vornehmen Zügen; nicht ohne Anmut, doch der Schalk steckt dahinter, der gerne den andern zu lachen gibt, ohne daß sie es merken, wie man über sie selber sich lustig macht. Eine heitere, fröhliche Person ist sie immer geblieben, da sie längst an der Seite Ernst Augusts als Kurfürstin von Hannover vom stillen Garten zu Herren-

hausen aus kühl und vernünftig, in vornehmer Verachtung oder mit spöttischem Lächeln die Welt betrachtet und beurteilt. Aber alles, was sie sagt und schreibt, ist voll Geist.

Auch sie hat mit einem Philosophen Freundschaft geschlossen, im anregenden Gespräche mit Leibniz die Rätsel des Daseins zu ergründen versucht. Doch das Heil ihrer Seele hat ihr keine unglücklichen Stunden bereitet. Am schlichten, natürlichen Glauben an Gott findet sie Genüge. „Ihn zu lieben und zu ehren und seinen Nächsten zu lieben als sich selber“, gilt ihr als das Wesen der Religion. Darum steht sie frei über dem Dogma, welches die Konfessionen trennt und Unfrieden stiftet, glaubt ernsthaft oder zur Unterhaltung, — man weiß es nicht immer —, daß die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen bevorstehe, empfängt den Träger des neuen Friedensgedankens, den Bischof von Tina, plaudert auch mit Leibniz, gewiß sehr geistreich und mit scharfer Zunge, über kirchliche Fragen. Aber alles wird in leichtem Tone abgemacht, gar nicht erregt, kühl und vernunftgemäß, hie und da mit etwas Sarkasmus gewürzt. Als die Beschützerin des Indifferentismus will Karl Ludwig die Lieblingschwester in die Konkordienkirche zu Mannheim malen lassen. Dabei ist sie für ihre eigene Kirche bedacht, ihr Hof wird ein Asyl für die vertriebenen Reformierten Frankreichs, sie läßt ein reformiertes Bethaus in Hannover bauen, schenkt eine Orgel und richtet sich einen eigenen Sitz ein, aber sie

hört den Prediger nur gerne, wenn er „nicht melancholisch ist“, schreibt dann lieber ihre Briefe und liest amüsante Bücher im Hintergrunde ihres Kirchenstuhls. Ist sie inkognito, wie in Venedig, geht sie auch einmal in die katholische Kirche zur Beichte, um die Dinge von der andern Seite kennen zu lernen. Das freigeistige Spielen mit den tieferen Fragen des Lebens war nun einmal diesem jungen Geschlechte eigen. Es hat nicht immer gute Früchte getragen. Liselotte kann davon erzählen.

Wie mit der Konfession nahm es Sophie auch mit der Ehe ganz vernunftgemäß. Sie sollte Georg Wilhelm von Hannover heiraten, der Ehevertrag war (1656) schon gemacht, doch der lebensfrohe Bräutigam wollte noch einmal die Freuden des venezianischen Karnevals ledig genießen und vergaß darüber der heimatischen Braut in einer Weise, daß er sich selbst ihrer nicht mehr würdig erachtete. Auf seinen ehrbaren Wunsch hat ihm dann sein Bruder Ernst August die süße Last abgenommen. Da sich die praktische Philosophin entschloß, nun den jüngern zu lieben, war sie hoch erfreut, ihn liebenswürdig zu finden, und hat zeitlebens diesen Tausch nicht bereut. Im Jahre 1658 verließ die junge Herzogin von Hannover das Heidelberger Schloß.

Nicht lauter frohe Eindrücke nahm sie vom pfälzischen Hofe mit. Sie sah noch die Schatten über Karl Ludwigs jungem Hausstand aufsteigen. Nicht so leicht wie Sophie hat die heßische Char-

lotte ihre alte Liebe mit einer neuen vertauscht. Sie ist nach eigenem Geständnis wider ihre Neigung dem Gatten gefolgt. In der schönen, kalten, eigensinnigen Frau fand Karl Ludwig trotz aller Zärtlichkeit keine Gegenliebe. Was er in seiner Ehestandsabrechnung über sie sagt und klagt, wird im allgemeinen auch von anderer Seite, selbst von der aufrichtigen Schwiegermutter bestätigt. Mit scharfem Blicke hat Sophie in der neuen Schwägerin sofort einen Mangel an „Esprit“ erkannt. Schön, gefallsüchtig, glanz- und zerstreungliebend war Charlotte auch. So gab es an der Seite eines leidenschaftlichen, herrischen, sparsamen, eifersüchtigen und dazu noch geistvollen Mannes keinen guten Ton.

Da nimmt die bereits keimende Neigung des sinnlich angelegten Herrn zu dem jugendlichen, anmutigen Hoffräulein der Kurfürstin, zu Luise von Degenfeld, bei aller, ihrerseits lange bewahrten Zurückhaltung immer leidenschaftlicheren Fortschritt und reißt zu dem ernstlichen Gedanken einer Scheidung von der lieblosen Frau. Über die Vorgänge auf dem Schlosse hat sich ein ganzes Gewebe von Wahrheit und Dichtung pikanter Art schon damals verbreitet, selbst in nächster Nähe ist Sophie nicht frei von romanhaften Phantasien. Ehrenhaft war die Geschichte nicht. Am tiefsten ist Luifens Bruder, der ehrenfeste Ferdinand von Degenfeld, davon berührt, der in diesen Vorgängen eine Schändung seines altritterlichen Hauses sieht, wo die Ehe und ihre Unlöslichkeit noch

heilig gehalten ward. Den letzten Tropfen Blutes, erklärt er, opfern zu wollen, um das Todesurteil seiner Schwester zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst ihre Ehre nicht herstelle, sie gar nicht oder nur heimlich heirate.

Unbekümmert um das Urtheil der Welt hat Karl Ludwig, kraft der ihm zustehenden geistlichen und weltlichen Jurisdiktion, selbst den Scheidebrief für sich bestätigt und die Ehe gelöst. Am 6. Januar 1658 ward Luise als zweite Frau dem Kurfürsten angetraut. Erst zehn Jahre nachher ist eine Standeserhöhung erfolgt. Der Name eines längst verklungenen uralten Geschlechts, dessen Besitz schon im fünfzehnten Jahrhundert an die Kurpfalz übergegangen war, lebte in Luise und ihren Nachkommen, den Raugrafen und Raugräfinnen der Pfalz wieder auf. Charlotte wich nicht vom Platze. Der Hoffskandal ging von neuem in die Welt hinaus, um bald unter den glücklichen Eindrücken des raugräflichen Regiments zu verstummen.. Luise, noch mehrere Jahre den Blicken der durchaus nicht sanften Rivalin ausgesetzt, hat gleich ihr an der Seite des eifersüchtigen, argwöhnischen Gatten nicht immer rosige Tage gehabt, auch die in Vorurteilen von Rang und Stand befangene höfische Gesellschaft wird ihr das Leben nicht leicht gemacht haben. Doch Karl Ludwig blickt am Ende seiner Tage mit dem Gefühle des Glückes auf diese Verbindung zurück, und damit hat sie ihre Probe bestanden.

Unter diesen trüben Verhältnissen wächst Liselotte heran. Noch war sie zu sehr Kind, um den Ernst der Vorgänge zu verstehen. Nur die Rute ihrer ersten Hofmeisterin, der Jungfer Elz von Quadt, blieb dem allezeit mutwilligen Zögling aus jenen Tagen in Erinnerung. Zu alt und zu schwach, das schon derbkräftige Kind zu bändigen, gab sie das Amt der Erziehung an Anna Katharina von Uffeln ab. Trotz Ernst und Strenge hat diese ausgezeichnete Dame die nie versagende Liebe und Dankbarkeit der Liselotte sich erworben. Doch in der Heidelberger Hoflust war schwer zu erziehen, wo die Elternliebe, in starke Gegensätze geteilt, verwirrend und schädigend auf den in der Bildung begriffenen, jugendlichen Charakter einwirken mußte. Die gescheite, menschenkundige Sophie fühlte das am ehesten, da sie einen Einfluß der Mutter gegen den Vater zu bemerken glaubte. So war es Zeit, Liselotte aus dem ihr drohenden Zwiespalt der Gefühle hinweg zu nehmen. Sophie selbst erbot sich, eine Mutter zu sein. „Ich werde Sie hegen, als wär es mein eigen Kind,“ schrieb sie dem geliebten Bruder. Sie will „keine gelehrte Schürmann aus ihr machen“, aber „die Grimassen von der Mutter her ihr austreiben“.

An der Hand ihrer Heidelberger Erzieherin kommt Liselotte im Juli 1659 nach Hannover. Sie war ein gesundes, derb angelegtes Kind. „Wäre gut zu essen,“ meinte ihr Onkel Herzog Georg Wilhelm, „wenn man sie wie ein Span-



ferkel braten könnte.“ Der gute Heidelberger Schlag kommt schon früh bei ihr heraus. Eben so ausgelassen, wie ungezogen, hat sie alle Spiele, da es zu springen und zu poltern, zu singen und zu schreien gab, lieber gehabt, als die zarte Beschäftigung der kleinen Mädchen, die einstweilen in der Puppenstube zu künftigen Lebensberufe harmlos und unbefangen sich vorbereiten. „Ich bin mein Lebtag lieber mit Degen und Flinten umgegangen, als mit Puppen, wäre gar gern ein Junge geworden.“ „Rauschblattknecht“ hat man sie genannt, da sie einem vom Sturmwind emporgetriebenen Blatte gleich, mehr in der Luft als auf dem Erdboden sich bewegte. Sie selbst ist verwundert, daß sie beim vielen Springen nicht schon „hundertmal den Hals gebrochen habe“. Dabei war sie schon frühe geistig aufgeweckt. „Sie hat einen Verstand,“ sagt Sophie, „wie von zwanzig Jahren, aber man muß viel erinnern, sonst geht es holder die polter.“ So regen Geistes, muß sie immer Unterhaltung haben. Wird oft „gefilit“, wenn sie in der Kirche zu Hannover mit Fingerhutblumen knallt und die Andacht stört. Singt aber auch brav mit der Gemeinde und weiß sich im hohen Alter noch gut des Liedes zu erinnern, so man dazumal gerade gesungen hat, nicht ahnend, daß in diesen Versen die Kraft ihres innern Lebens liegen sollte.

Nur zu rasch gingen ein paar Kinderjahre vor-

über: in Hannover, mit dem Schloß an der Leine, oder in Celle, wo Verwandte fürstlich wohnten, ganz besonders auf dem schön gelegenen Schlosse Iburg, wo Ernst August seit 1661 als evangelischer Bischof, ohne die Osnabrücker in ihrem Seelenheile zu stören, seine Pfründe verzehrte. Überall neue und heitere Eindrücke! Wie in einem Guckkasten werden auch vor dem alternden Auge alle diese Bilder lebendig. Bunt und mannigfach, verschwindend und wieder hervorkommend ziehen sie vorüber: die schönen Papageien, die sie für das treue Hündchen Fidel umtauschen muß, Soliman und Türk, seine gesetzteren Kollegen, das schöne, vom Onkel geschenkte Gespann, das unterhaltende Leben in der Teller Hofküche, wo die ersten Kochversuche gemacht werden. Beim guten Abt zu Iburg das reiche Essen läßt bleibenden Eindruck in einer echten Pfälzerin zurück. Nur um Weihnacht, die Buben mit dem Stern, voran der heilige Petrus, mit seiner grindigen Hand, nehmen alle Illusionen vom Christkind und Paradies der kritisch gestimmten Liselotte hinweg.

Im November 1659 geht die erste große Reise mit Sophie nach dem Haag zum Besuche der Großmutter, wo Liselotte Triumphe feiert. Allgemein wird sie bewundert. Mit ihrem frischen Geist, gutem Humor, ihren schlagfertigen Antworten, die viel Anlaß zum Lachen geben, gefällt sie der Gesellschaft. Daß man „so gar nichts hessisches, nur alles pfälzisch an ihr findet“, gibt

ihr einen Freibrief auch zum sonst kühlen Herzen der Böhmenkönigin, die in ihren alten Tagen noch einmal warm und zärtlich zu werden beginnt. Affen und Hunde werden auf einige Zeit vergessen und nur „Liselotte“ hört man rufen. Selbst der Marquis Wassenaar, der wetterfeste Seemann, der sich sonst nur mit den Spaniern auf dem Wasser herumschlägt, wird zärtlich gestimmt. Kein Wunder, daß man auch Heiratspläne schmiedet, als der kleine Prinz Wilhelm von Oranien dem possierlichen Besuche den Hof macht. Sonst ist nur der Sprachmeister ernst, man lernt lieber tanzen und singen. Sophie aber ist stolz auf ihren Zögling und meint, Liselotte werde von Tag zu Tag schöner. Doch im Frühjahr 1660 geht es wieder nach Hannover zurück. Vier Jahre noch bleibt Liselotte am Hofe ihrer Tante. „Perfekt und wohl geregelt“ hat sie ihn genannt. Doch Sophie fühlt, daß es in der Stille zu Ibürg für eine Prinzessin, die als Tochter eines Kurfürsten für höhere Dinge bestimmt schien, zu „bürgerlich“ herging. Dazu will Karl Ludwig seine Tochter wieder haben, denn inzwischen hat Charlotte ohne seinen Widerspruch das Feld geräumt und sich nach Kassel zurückgezogen. Eine böse Zunge gibt den Rat, man müsse in Heidelberg alle Brunnen zumachen, weil sonst der Kurfürst aus Betrübnis sich eräufen möchte.

Liselotte schied vom Hofe ihrer wohlbesorgten Tante mit dem unverlöschlichen Eindrucke, „daß

sie niemals bessere Tage gehabt habe“. Ihre Erinnerungen sind niedergelegt in einer großen Zahl von Briefen, deren Veröffentlichung wir so viel neue Züge von Licht und Schatten aus dem Lebensbilde Liselottens verdanken. Was vom Schreibtische zu Hannover und Herrenhausen an Liselotte kam, ist verloren, doch liegen aus dem reichen geistigen Leben der Herzogin und späteren Kurfürstin von Hannover uns so viel andere Zeugnisse vor, daß sie verglichen mit den Gedankengängen in Liselottens lebhaftem und frisch pulsierendem Innern, Blatt für Blatt uns überzeugen, wie stark der Einfluß der geist- und humorvollen Sophie auf alle Lebensanschauungen der Niichte gewesen ist. „Euer Liebden Schreiben,“ sagt sie, „sind ein Theil von meinen Reliquien, so ich am meisten verwahre, weiln Euer Liebden die einzige Heilige sein, wodurch mir die große Gnade von Gott erwiesen worden und welche mir am meisten Gutes gethan haben.“ Die Bewunderung ihrer geistigen Vornehmheit ist stets verbunden mit rührender Dankbarkeit für ihre Güte. „Euer Liebden haben Schönheiten, so nie vergehen, nemlich dero großen Verstand und Divacität, dero Generosität und Güte.“ Für Liselotte ist sie „das Lustre von allen Höfen wegen ihres Verstandes und ihrer Tugenden“. „Grandeur“ ist bei Sophie natürlich. Um den Preis, ihre chère tante unsterblich machen zu können, möchte Liselotte lieber sofort sterben.

Sophie war mit den Erfolgen ihrer Erziehungskunst nicht unzufrieden, als sie Liselotte nach Heidelberg entließ. Von der „Erbjüde“ waren nach ihrer Meinung nur die „Grimmassen“ geblieben; diese konnten durch eine öftere Selbstbetrachtung im Spiegel kuriert werden. Das Innere blieb von der mütterlichen Erbschaft unberührt, die Natur war robust aber gut.

Auch der Fräulein von Uffeln, die noch, vor dem Abschied Liselottens, den Oberstallmeister von Harling geheiratet, und dann als Oberhofmeisterin in der hannoverschen Familie verblieb, hat die Prinzessin niemals vergessen. Ihrer Güte und Strenge, selbst ihrer Rute hat sie zeitlebens gedankt. „Wenn man ans Rechnen ginge, so habt Ihr mir in meiner Jugend viel mehr Gutes gethan, als ich Euch mein Leben werde thun können,“ schreibt sie einmal späterhin. In ihrem Briefwechsel mit Herrn und Frau von Harling sind die Zeugnisse rührender Anhänglichkeit und Dankbarkeit niedergelegt.

Im Sommer des Jahres 1663 ist Liselotte nach Heidelberg zurückgekehrt. Nun war sie elf Jahre alt und sollte noch etwas mehr lernen, als was von schönen Märchen und frommen Liederverfen durch die gute Harling dem jugendlichen Kopfe der Prinzessin als dauernder Besitz bereits eingepägt war. Ihr Bruder Karl hat, seiner künftigen Stellung entsprechend, den berühmten Gelehrten und Staatsmann Ezechiel Spanheim zum Direktor seines frühesten Studiums ge-

habt. Für Eiselotte genügte einfache Hauskost. Doch aus ihrem Umgang mit dem angesehenen, um das pfälzische Haus verdienten Manne, der bei gemeinsamen Mahlzeiten und Belustigungen der Kinder stets mit der Gouvernante zugegen war, ist ihr der Respekt vor seinem Geist und seiner Gelehrsamkeit und die Erinnerung an seine guten Späße geblieben. Als dann Spanheim auf seine diplomatischen Reisen ging, trat ein Herr von Sandeville an seine Stelle, dessen Instruktion auch in einzelnen Punkten für die Hofmeisterin der Prinzessin zugeschnitten war. Erst 1663 übernahm Ursula Kolb von Wartenberg ihr verantwortungsvolles Amt. Einfach und verständig war auch ihr von Karl Ludwig aufgesetztes pädagogisches Programm. Viel Lernstoff hat Eiselotte nicht aufnehmen müssen, ehe das Leben ihr so manche brauchbare Lehre gab. So hat sie ihre deutsche Sprache gelernt, in ihrer urwüchsigem Kraft, und vorab die deutsche Bibel dabei zur Lehrmeisterin gehabt. Auch in den alten Volksbüchern fand Eiselotte gemütreiche Nahrung. Für das Französische war bei ihrem Besuche im Haag durch den Sprachmeister schon vorgearbeitet. Sie hat jedenfalls diese Sprache bereits vollkommen beherrscht, ehe sie nach Frankreich kam. An rheinischen Höfen zumal war das Französische die Sprache des Verkehrs. Der Unterricht in der Religion sollte nach Karl Ludwigs Wunsch frei von jedem konfessionellen Standpunkte sein. Es genügte, die Lehren der eigenen

Kirche zu kennen, nach dem Katechismus sie einzuprägen, im Lesen der Bibel, im Abend- und Morgengebet die Pflichten gegen Gott zu erfüllen. Duldung gegen Andersgläubige war ein Grundzug dieser religiösen Erziehung, deren Lernstoff nicht mehr als eine Stunde in der Woche beanspruchte. Dogmatische Erörterungen blieben dem kindlichen Denkkreise ferne. „Mich deucht,“ schreibt Eiselotte einmal späterhin selber, „daß unser Herr Vater der Kurfürst seelig uns eben nicht gar eifrig hat in der Religion erziehen lassen.“ Am wenigsten war die Prinzessin für das „Moralisirtwerden“ im Unterricht empfänglich. Die Jungfer Kolb mußte wohl darüber Klage führen, daß Eiselotte aus Luthers Tischreden sich gerade das herauszusuchen pflegte, was ihr am wenigsten nützte, daß ihr die Histörchen von den Gespenstern nicht übel gefielen und sie alles übrige abgeschmackt fand. Mit der Ehrfurcht vor Gott, dem Gehorsam gegen die Eltern, mit der Achtung vor einem jeden, der es verdiente, waren für Eiselotte im großen und ganzen die ethischen Kapitel erschöpft. Um so breitem Raum nimmt die Anstandslehre ein, die mit strenger Einteilung der Stunden den Verkehr der Prinzessin innerhalb des höfischen Lebens und mit der Außenwelt regelt, alles mit zeitgemäßem Zuschnitt, nicht so marionettenhaft wie bei der englischen Großmutter, in der Praxis nicht so strenge, wie auf dem Papier. Gebunden an den ihr vorgeschriebenen auserwählten Umgang auch mit den An-

gehörigen der Beamtenwelt und der Universität fand Eiselotte über die Schloßmauer hinaus auch den Weg zum Volke. Das Fröhliche und Sinnige, was sie hier fand, auch das Unanständige und Derbe, was sie mit besonderem Verständnis auffing, der schöne Dialekt der Heidelberger Straße, das alles hat wohl auch im Schlosse oben manch verwandten Zug gehabt. Wann und wo sollte auch Eiselotte die echte Pfälzerin geworden sein, als in ihrer Jugend? Unterhaltungen und Vergnügungen mancherlei Art, in der Kolbin Instruktion nicht verzeichnet, sorgen für heitere Eindrücke. Tanz und Musik, gesunde Spiele in freier Luft, Ausflüge in die Pfalz zu Wagen und Pferd wechseln mit der allzeit beliebten Komödie im dicken Turm des väterlichen Schlosses. An Fastnacht 1670 sollte große Maskerade sein. Schon war Eiselotte zur Aurora, die Schulmeisterin Kolb zur Ceres ausersehen. Da macht die Hoftrauer um Friedrich von Dänemark einen dicken Strich durch die heitere Rechnung. Die Triumphwagen werden zurückgefahren, der bunte Flitter verschwindet in der Garderobe. „So sind aus lauter Göttern lauter Sterbliche geworden“, schreibt betrübt die ins Zivil zurückversetzte Aurora, behält aber für das nächste Mal ihre Rolle im Auge. „So kann mir Frau von Harling nur berichten, ob sie gerne frühe aufstehen will oder nicht, dann weilen ich alsdann die Pforten des Tages in meiner Macht habe, will ich nicht eher aufmachen, als wann sie will.“



Auch die Jungfer Kolb war nicht immer imstande, den ausgelassenen Wildfang zu zügeln, eine jener Erzieherinnen, die voller Ermahnungen stecken, von Morgen bis Abend herumkorrigieren und die unschuldigen Ungezogenheiten wie große Staatsaktionen betrachten. Hatte darum Eiselotte keine besondere Zuneigung zu ihr, so blieben wenigstens die schönen Erzählungen wie das Märchen vom Rübezahl, die gruseligen Gespenstergeschichten, vor allem aber der Jungfer weise Sprüche ihrem Zögling in dauernder Erinnerung bis ins hohe Alter. „Ihr Kinder, es geht nirgends wunderlicher zu als in der Welt,“ pflegte die Kolbin zu sagen. Das sollte freilich Eiselotte einmal bitter erfahren. Aber vorerst wußte sie nichts von den wunderbaren Gängen des menschlichen Lebens, wunderbar erschien ihr nur die weise Jungfer selbst. Lustig wollte sie sein und konnte sie nicht anders sein in der wunderbaren Welt des väterlichen Schlosses, wo sie auf die Berge klettert und ihre Heidelberger Sprünge macht. Unvergeßliche Eindrücke der Jugend begleiten sie von hier aus ins Leben. Freier von der steifen Etikette, als sie einst ihre Großmutter in der Kinderstube eingeführt, bewegte sich das Leben der höfischen Jugend in Wald und Feld: beim Erdbeerensuchen im Ketscher Wald, beim Fischen im Schloßgraben, beim Kirschenessen in des Amtmanns von Landas Haus und Garten, wohin Eiselotte beim ersten Frührot den Schloßberg hinabsteigt. „Habe mich,“

schreibt sie, „so voller Kirschchen gefressen, daß ich nicht mehr gehen konnte.“ Auf einem umgeworfenen Weidenbaume sitzend liest sie und führt dazwischen harmlose Unterhaltungen mit den Bauern von Ofstersheim und Schwegingen, die vorübergehen. Bei ihrem sonst strengen und ernstern Vater sah sie manch leutseligen Zug, der sie dem Volke nahe brachte. Mit seinem Alltagsleben, seinen altväterlichen Sitten und Gebräuchen, seinen Liedern und Sprüchen ward sie bekannt. Seine Derbheit und Treuherzigkeit, sein fröhlicher Humor, haben sich ihrer Erinnerung, ihrem Charakter, ihrer Sprache tief eingepägt. Gerne denkt sie daran zurück, wie neben Ballett und Komödie auf dem Schlosse sie an der Hand des Vaters auch die Schweginger oder Mannheimer „Kermes“ besucht hat, wo man bekanntlich keine sauern Gesichter macht. War ihr Vater guter Laune, da hörte sie manch fröhlichen Sang, wie das gut pfälzische Lieblingslied Karl Ludwigs:

„So lasset das Wasser der Gänßen Trank sein,  
Jedermann, jedermann trinket gern Wein,  
Und sonderlich du und ich.  
Die Bauern am Neckar und über dem Rhein,  
Sie haben viel Wasser und trinken und trinken  
den Wein.“

In ihrer Jugendzeit war ja das Wahrzeichen der alten Pfalz, das große Heidelberger Faß, von Karl Ludwig wieder aufgerichtet worden und mit sinnigen Sprüchen geziert. Ward dieses Heiligtum sonst mit dem bei Hofe beliebten Neckarwein

gefüllt, so sind Eiselotte und ihr Bruder Karl schon in ihren Kindertagen mit dem Neustädter „so gut und gesund ist“ bekannt geworden. Man nannte ihn auf dem Schlosse den „Kurfürstlichen Kinderwein“, denn man sah in seiner Lebenskraft auch bei den jüngsten Vertretern des pfälzischen Volkes noch keinen Schaden für Leib und Seele.

In der Instruktion für Jungfer Kolb war freilich davon nichts zu lesen, daß man die Erzieherin zum Narren halten und Pöffen mit ihr treiben solle. Die Lehren der Jungfer Kolb fanden in Eiselottens Mutwillen vielfach einen unfruchtbaren Boden. Noch als Fünfzigerin erzählt sie uns, was es damals „für einen Lärmen in Heidelberg gemacht“, als sie, die ausgelassene Tochter des Landesherrn, einmal bei einer alten Frau die stärker hervortretenden Partien ihrer untertänigen Rückseite zur Zielscheibe der Armbrust nahm. Die Jungfer Kolb an der Nase herumzuführen, war Eiselottens besonderes Vergnügen. Ist auch das Erlebnis mit dem Specksalat aus Eiselottens Briefen schon einmal erzählt worden, so ist diese Geschichte doch um ihrer originellen Form willen und als eine Probe der lebendigen humorvollen Erzählungskunst der Pfälzerin so wertvoll, daß wir ihren Jugendstreich gerne noch einmal von ihr selbst uns erzählen lassen:

„Die gute Jungfer Kolb betrog ich oft in meinen jungen Jahren mit Nachts zu essen.

Allein wir aßen nicht so delikate Sachen, als wie Chokolade, Kaffee und Thee, sondern wir fraßen einen guten Krautsalat mit Speck. Ich erinnere mich, daß man einstmals in meiner Kammer zu Heidelberg eine Thür verändert und derowegen mein und der Kolbin Bett in die Kammer thate, so vor meiner Jungfern Kammer war. Die Kolbin hatte mir verboten, Nachts in der Jungfern Kammer zu gehen. Ich versprach nicht über die Schwelle zu kommen, sie sollte sich nur zu Bett begeben, ich könnte noch nicht schlafen, wollte die Sterne noch ein wenig am Fenster betrachten. Die Kolbin wollte mir nicht trauen, blieb immer an ihrem Nachttuch sitzen. Ich sagte: sie jammerte mich, sie sollte sich doch zu Bett legen und den Vorhang aufmachen, so könnte sie mich ja sehen. Das that sie. Sobald sie im Bett war machten die Jungfern ihre Thür auf und setzten den Teller mit dem Specksalat auf die Schwell. Ich that, als wenn mein Schnuptuch gefallen wäre, hub damit den Teller auf und ging stracks ans Fenster. Kaum hatte ich drei gute Maul voll geschluckt, so schießt man auf einmal das Stück los, so auf der Altan vor meinem Fenster war, denn es war ein Brand in der Stadt angangen. Die Kolbin, so das Feuer unerhört fürcht, springt aus dem Bett, ich aus Furcht ertappt zu werden, werfe mein Serviet mit sambt dem silbernen Teller mit Salat zum Fenster nauß, hatte also nichts mehr, das Maul abzuwischen. In dem höre ich die hölzerne

Stiege herauf gehen. Das war der Kurfürst unser Papa, der kam in meine Kammer, zu sehen, wo der Brand war. Wie er mich so mit dem fetten Maul und Kinn sahe, fing er an zu schwören: ‚Sacrement Eiselotte, ich glaub, Ihr schmirt Euch etwas auf den Gesicht.‘ Ich sagte: ‚Es ist nur Mundpomade, die ich wegen der gespaltenen Lippen geschmirt habe.‘ Papa sagte: ‚Ihr seid schmutzig.‘ Da kam mir das Lachen an, Papa und alle, so bei ihm waren, meinten, ich wäre närrisch worden, so zu lachen. Die Raugräfin kam auch herauf und ging durch meiner Jungfern Kammer, kam daher und sagte: ‚Ah, wie riechts in der Jungfer Kammer nach Specksalat.‘ Da merkte der Kurfürst den Pöffen und sagte: ‚Das ist denn Euer Mundpomade Eiselotte.‘ Wie ich sahe, daß der Kurfürst in guter Laun war, gestund ich die Sach und verzählte den ganzen Handel, wie ich die Hofmeisterin betrogen hätte. Der Kurfürst lachte nur drüber, aber die Kolbin hat mirs lang nicht verziehen.“

Mehr durch ihre eigenen Ungezogenheiten, als durch ernste Eindrücke ist für Eiselotte die Erziehungskunst der altgescheiten Jungfer Kolb in Erinnerung geblieben. Die sachverständige Sophie aber hat diese Heidelberger Pädagogik immer für eine „méchante“ gehalten.

So wuchs Eiselotte unter der Strenge des Vaters, doch als eine allezeit lustige Jungfrau heran. Mit unbegrenzter Liebe war sie ihm

ergeben, und den aus ihrem Katechismus schon gelernten Respekt vor den Eltern hat sie auch da bewahrt, wo derselbe in natürlicher Gefahr gewesen ist. Sie verstand des Vaters Härten und Schwächen und blieb fest in ihrem Urtheil, daß „Karl Ludwig der beste Herr der Welt sei“. Vor allem ließen die neuen Familienverhältnisse, denen sie als die Tochter der verstorbenen Mutter gegenübergestellt war, keinen Stachel, keinen auch nur leichten Zug von Eifersucht und Mißtrauen in ihrem Herzen zurück. Die Ehe Karl Ludwigs mit Luise von Degenfeld ward reich gesegnet. Der Kreis der Kinder erweiterte sich fast von Jahr zu Jahr. Zu längerem Leben wuchsen von den dreizehn nur fünf Knaben und drei Mädchen heran. Es zeugt für die Güte von Eiselottens Herzen, die Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit ihres Charakters, daß sie in ihnen stets die blutsverwandten Geschwister anerkannt hat. Wir werden diesen prächtigen Figuren wieder begegnen.

Nun kam auch die Zeit, daß mehr als Eiselotte selbst die andern darüber nachdachten, wie die lustige Tochter Karl Ludwigs am besten zu verheirathen wäre, „denn der Prinzessinen Heirath,“ hat sie einmal selber gesagt, „wird selten aus Liebe geschehen, sondern durch Raison und dazu thut Schönheit nichts“.

Einen kurländischen Prinzen hat sie zwar aus eigener Raison heimgeschickt. Daß sie auch den benachbarten Markgrafen Friedrich Magnus von

Baden „schier geheirat hätt' und ihr zum Trost“ die Heirat zurückgegangen, erzählt sie uns selbst in ihrer drolligen Weise. Unter den Nachbarn ist die Sache schon so weit fertig, auch die Rau-  
gräfin hat zugestimmt, da will des Markgrafen Vater, als guter Freund der Kurfürstin Charlotte, doch auch in Kassel Konsenz und Segen holen. Der unglückliche Zufall aber fügt es, daß um diese Zeit lothringisches Kriegsvolk in die Pfälzer Dörfer eingefallen ist und Pferde gestohlen hat. Die aufgeregten Bauern halten die auf dem Wege nach Kassel ziehende vornehme badische Gesellschaft für lothringische Offiziere, fahren mit ihren Prügeln kräftig unter sie hinein und holen ihre vermeintlichen Pferde wieder zurück. In seinen verwandtschaftlichen Vorgefühlen hat der alte Markgraf nur den einen Gedanken, daß Karl Ludwig ihn zur Strafe für seine Reise nach Kassel habe durchprügeln lassen — und die Geschichte geht schließlich für den jungen Freierrmann mit einer holsteiniſchen Heirat aus. „Dieses war wohl eine von den großen Freuden, so ich in meinem Leben empfunden,“ schreibt Liselotte. War ihr auch dazumal „der gute Herr zu affectiert und abgeschmachtet“, so sind beide späterhin gute Freunde geworden.

Geschickter geht es, wenn Damen solche Geschäfte in die Hand nehmen. Inzwischen hat Anna Gonzaga, die Princesse Palatine, sich ihre Gedanken gemacht und ihre Säden so gut ge-

spannen, daß auch Karl Ludwig gefangen ward. Am 30. Juni 1670 war Henriette, die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, die Schwägerin Ludwigs XIV. gestorben. Teilnahmsvoll sucht ihm die Prinzessin schon nach ein paar Monaten die Lücke auszufüllen — Eiselotte steht im Vordergrund wichtiger Verhandlungen. Herzog Philipp hat zwar eine andere Dame im Auge, wie es denn an Kandidatinnen nicht fehlt, die in Verwandtschaft mit dem französischen Könige, nicht ungerne, mitten auf der europäischen Bühne eine wenn auch kleine Rolle übernehmen wollen. Doch die unermüdlche, in Heiratsvermittelungen bereits erprobte Prinzessin glaubte ihres Sieges sicher zu sein, sobald nur das eine der Hindernisse, die Frage der Religion überwunden sei. Um diesen Punkt dreht sich denn auch der zwischen Karl Ludwig und der freundlichen Schwägerin geführte Briefwechsel, dessen Anfänge noch in den Herbst zurückgehen. Um einer so „indifferenten Sache“ willen so glänzende Ausichten zu verscherzen, wäre nach der Prinzessin Meinung ein wahres „Malheur“, zumal auch Karl Ludwig die Überzeugung habe, daß man in einer andern Religion könne selig werden. Aber so stark war doch der Indifferentismus des Kurfürsten nicht, um frei von Bedenken zu sein, wo die Überzeugung der eigenen Tochter, nicht die seine, in Frage kam.

Auch Eiselotte erklärte, daß es kein Zeichen wahrer Frömmigkeit sei, seinen Glauben gegen



einen andern umzutauschen, den man noch gar nicht kenne, und leichtfertig einen solchen Schritt um den Preis einer Heirat zu tun. Einen Zwang aber wollte Karl Ludwig nicht ausüben. Doch gegenüber dem Widerspruch des eigenen Gewissens und den Verlockungen eines politischen Vorteils, der ihm in einer Verwandtschaft mit dem mächtigsten Monarchen Europas gesichert erschien, ließ er wenigstens der Hoffnung noch Raum, auch über die Glaubensfrage hinauszukommen. Mit außerordentlichem Geschick weiß die menschenkundige Mantuanerin dem schwankenden Herrn zu helfen und einen Plan zu entwerfen, nach welchem Eiselottens Heirat als ein ohne, ja gegen den Willen des Kurfürsten abgeschlossenes Geschäft der Außenwelt gegenüber den Schein eines unschuldigen Handels wahren und auch in den Augen der protestantischen Politik sich verantworten ließe.

Inkognito soll Karl Ludwig mit der Tochter nach Straßburg kommen. Hier will die Pfalzgräfin ihre Überredungskunst versuchen. Vom Jesuitenpater Jourdan unterstützt ist sie ihres Erfolges sicher. In den Augen der Welt ist es das Ergebnis eines längst vorbereiteten Handels, dessen Verantwortung die Heiratsvermittlerin übernimmt — denn der überraschte Vater weiß ja nichts davon. Um sein Gewissen zu beruhigen, bleibt dem Vater unbenommen, eine Erklärung dahin abzugeben, daß er weder nach der einen, noch der andern Seite hin die Entschlüsse

seiner Tochter beeinflussen wolle. „Das möge Gott und der Welt genügen.“ Karl Ludwig war damit geholfen. Abgeschieden vom Getriebe des Hofes übernimmt nun des Kurfürsten gelehrter Sekretär Chevreau den Unterricht der Eiselotte in den Lehren der römischen Kirche. Die Prinzessin lernt schnell; schon nach einigen Tagen sind sie am Ende. Da Eiselotte „keinen Widerspruch mehr erhebt“, kann der Lehrmeister mit seinem Erfolge zufrieden sein, das von der Prinzessin Anna festgesetzte Programm ordnungsgemäß abgepielt werden.

Zunächst der Abschied vom Heidelberger Schlosse und der schönen Pfalz! Noch in hohem Alter gedenkt Eiselotte jenes Tages, da sie in die Hofkutsche stieg und Karl Ludwig und Sophie bei der Wegfahrt das schöne Lied vom „Scheiden“ sangen. Man weiß nicht: geschah es, um Eiselottens Tränen zu trocknen oder im befriedigten Gefühle, daß ein guter Handel geglückt sei. Auch Kurprinz Karl und die Jungfer Kolb gaben das Geleite. In Straßburg geht alles ohne Störung ab, Anna Gonzaga hat alles gut vorbereitet, auch den Heiratskontrakt bis zum Unterscheiden besorgt. Die religiöse Frage ist auf Karl Ludwigs Wunsch darinnen nicht berührt. Dann scheidet Eiselotte von den Ihren. „Niemals,“ schreibt Sophie, „habe ich einen ergreifenderen Abschied gesehen.“

Der letzte und wichtigste Akt geht dann zu Metz in Szene. Nachdem Pater Jourdan sich



Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans.  
Gemälde von Jan Weenix im Königl. Museum zu Berlin.

überzeugt, daß mit Eiselottens neuem Glauben alles in Ordnung ist, schwört sie ihren alten ab. Nicht ohne Widerspruch, doch auch nicht ernst und tief hat Eiselotte die Vorgänge aufgenommen. „Mir las man nur etwas vor, wozu ich Ja oder Nein sagen mußte, welches ich auch nach meinem Sinn getan und ein paar Mal Nein gesagt, wo man wollte, daß ich Ja sagen sollte, es ging aber durch, mußte in mich selber drüber lachen. Gegen der Eltern Verdammung habe ich so hart protestiert, daß nichts davon ist bei mir gesprochen worden. Ich hörte genau zu und antwortete ganz nach meinem Sinn. Ohne Herzklopfen können solche Spektaklen nicht vorgehen.“ Dann wird die Heirat durch Prokuration vollzogen, alles mit großem Zeremoniell, Gepräng und Festlichkeit, selbst am Abende das Feuerwerk fehlte nicht. „In zwei oder drei Stunden wird sie Madame Royale,“ schrieb vor Beginn des Aktes seelenvergnügt Monsieur Chevreau dem auf Nachricht ungeduldig harrenden Vater. Schon jetzt will er wissen, wie sehr Eiselotte durch ihren Geist und ihre Munterkeit gefalle. Solch froher Stimmung ist die Herzogin von Orleans sich nicht erinnerlich. Nur bittere Tränen begleiten sie auf ihrem Weg. „Denn ich von Straßburg bis Châlons nichts gethan die ganze Nacht, als schreien, denn ich nicht verschmerzen konnte den Abschied, so ich da genommen, ich hab mich zu Straßburg härter gestellt, als mirs ums Herz war.“

J. Wille, Elisabeth Charlotte v. Orleans. 3

Die Mantuanerin hatte ihr Geschäft gut besorgt. Sie ist stolz darauf. „Ich fühle eine unbändige Freude über den glücklichen Ausgang eines so großen Handels“ schreibt sie. Auch der „überraschte Vater“ teilt die gleichen Gefühle. Während die Tochter weinend der französischen Grenze zuzieht, wird zu Heidelberg unter Pauken und Trompeten und dem Donner der Geschütze auf der Wallmauer des Schlosses das glückliche Ereignis gefeiert.

Wie ausgemacht, wird nun von Metz aus jener, der Prinzessin in die Feder diktierte, an Karl Ludwig gerichtete Brief abgeschickt, worin sie dem „ahnungslosen“ Vater ihren Übertritt meldet und um Verzeihung bittet, daß sie ihm nur aus Furcht nicht schon vor ihrer Abreise ihren wohlbedachten Entschluß anvertraut habe. Karl Ludwig hat auch die ihm zugewiesene Rolle des „Getäuschten“ gut gespielt, da es nun galt, der protestantischen Politik gegenüber den Schein der Unschuld und Überraschung zu wahren. Über diesen Glaubenswechsel will sich der getäuschte Vater trösten mit der Überzeugung, daß Eiselotte in den Hauptartikeln des christlichen Glaubens, der keine menschlichen Interessen kenne, beharren, daß ihr Tun stets im Einklang bleiben werde mit jenen wahren christlichen Empfindungen, die allen christlichen Konfessionen gemeinsam seien. Alles übrige überläßt er dem lieben Herrgott, der ein Richter sei über das Gewissen der Eiselotte. „Auch er wird Rechenschaft verlangen über Euere Handlung.“

Der Glaubenswechsel der Pfälzerin ist als solcher kein außerordentliches Ereignis zu einer Zeit, da fürstliche Konversionen in der Luft lagen, die man nach so vielen Gewittern gerne gereinigt hätte von der leicht entzündbaren Spannung konfessioneller Gegensätze. Diese Heirat ist verständlich in der Umgebung des freidenkenden Kurfürsten und seiner Schwester Sophie, die wir beide kennen, gar nichts Verwunderliches bei jener Bekehrungspolitik, die von Maubuisson aus unter Leitung der fröhlichen Äbtissin und ihrer glaubenseifrigen Sekretärin Brinon ihre Netze in das einst strengcalvinische Haus des Winterkönigs hineinspinnt. Auch die Bekehrungskunst der geistreichen Sophie hat ihr gutes Teil an diesem Glaubensgeschäft, dessen zweifelhaften Erfolg ihr Liselotte gar oft in gutem Humor und ohne Kennzeichen inneren seelischen Zwiespalts vorgeworfen hat. Aber die Philosophin von Herrenhausen tröstet sich mit dem Gedanken, daß die Prädestination alles „so zum Vorteil“ geschickt habe und „wenn Luther und Calvin nicht gekommen, wir doch alle noch katholisch wären.“

Nur Karl Ludwig hielt während des ganzen Handels seine Maske vor, die ihm erst die Geschichtsforschung der neuesten Zeit hinweggenommen hat. Die Politik hat den Kurfürsten zum Heuchler gemacht im frivolen Trugspiele mit den heiligsten Gütern, in einer Form, die weder vor dem Gewissen noch vor der einfachen

Moral zu verantworten war, ein Akt, dessen Ezechiel Spanheim, der treue Ratgeber des pfälzischen Hauses, nicht Zeuge sein wollte.

Nicht freiwillig hat Liselotte ihren Lebensweg gewählt, im Gehorsam gegen den Vater hat sie sich gefügt. „Papa hatte mich auf dem Hals, war bang, ich möchte ein alt Jüngferchen werden, hat mich also fortgeschafft, so geschwind er gekonnt.“ So schreibt sie späterhin, nach trüben Erfahrungen, an ihre Tante Sophie.

Mit solchen Gefühlen ist sie auch die Straße von Châlons nach Paris gezogen.



## II.

**E**s war eine neue und große Welt, in die nun Liselotte an der Seite Herzogs Philipp von Orleans, unter dem gemessenen Gepränge höfischen Ceremoniells und dem Getöse rauschender Festlichkeiten eintrat.

Zwar steckte auch in Liselottens Kopf noch viel von jener Vorstellung von Größe, die ihr eigenes Haus hart an den Rand des Untergangs gebracht hat. Neben der Gelehrsamkeit ihrer Bibelstellen und Gesangbuchverse hatte sie auch in den Geschichtsbüchern geblättert, war sie stolz auf ihr Geschlecht, das, wie sie sich einmal ausdrückt „die größten Häupter gemacht hat“. Kaiser Ludwig und Ruprecht waren ihr lebendig. Da standen am Friedrichsbau ihres väterlichen Schlosses die Reihen ihrer Ahnen mit ihren Kronen, Szeptern und Schwertern; ein jeder erzählte ein besonderes Stück Geschichte. Die Pfälzer erschienen Liselotte immer noch als eine besondere Nation. Aber die Zeiten Friedrichs des Siegreichen, der seine Nachbarn zittern gemacht, waren vorüber. Angstvoll schaut Karl



Ludwig über seine Grenzen, wo der französische König immer nachbarlicher heranrückt. Während das mächtige Frankreich dem übrigen Europa gebietet, von einem karolingischen Weltreiche träumt, seine Blicke über das Meer hinausrichtet, in glänzenden Erfolgen, in Wohlstand und Reichtum schwelgt, richtet Karl Ludwig mühsam, selbstentbehrend seine verwüsteten Lande wieder ein, schlägt sich ferne von jeder großen Politik mit seinem Mainzer Nachbarn um die Zinsen der Leibeigenen herum. War auch Liselottens Natur niemals politisch angelegt, in diesem neuen Horizonte verschwand ihre nationale Vorstellung vom heimatlichen Reiche, sie selbst war ja um den Preis der französischen Gunst und Freundschaft verkauft.

Der französische Staat aber, mit dem jetzt die europäischen Kabinette rechnen, verkörpert sich in dem jungen Monarchen, der, aus der Vormundschaft Mazarins entlassen, selbst zu regieren beginnt, in Ludwig XIV. Eine glänzende Erscheinung, voll Stolz, Vornehmheit, Würde und Selbstbewußtsein, in jeder Bewegung ein König. Von Hause aus gehen ernste, moralische Erziehung und tiefere Bildung ihm ab, alles ist auf den äußern Eindruck zugeschnitten. Zum schrankenlosen Genusse des Lebens war der liebenswürdige Jüngling mehr erzogen, als zur Pflicht des künftigen Monarchen. „Dabei war er von natürlichem Verstand, aber ignorant und schämte sich dafür,“ sagt Liselotte. Christlich und

kirchlich, ging sein religiöses Bedürfnis nicht tiefer, als auf die gedankenlose Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten.

Ludwig übernahm seinen Staat fertig, so wie ihn lange zuvor die großen Minister im Kampfe mit dem mächtigen Adel aufgebaut, in seiner ganzen Größe, seiner wirtschaftlichen Lebenskraft, seinem freien Kirchentum und seinem reichen geistigen Inhalt. Doch kein Fürst hat es jemals verstanden, so geschickt die Früchte der Vergangenheit und das reiche Leben der Gegenwart in allen seinen Strömungen auf seine Person zu lenken, sich selbst in den Mittelpunkt des Staats- und Kulturlebens hineinzustellen, daß alles von ihm ausgehend, in ihm vereinigt erschien. Staatsmännisch von Hause aus gar nicht gebildet, wenn auch als König arbeitsam und strebend, nicht ohne Sinn für das Große und Schöne, macht er die Lehren der Wissenschaft von der unbeschränkten Macht des Staates in sich selbst zum bewundernswerten System. Der Staat wird Selbstzweck, wird zum Despotismus, dessen glänzenden Erfolgen die tieferen sittlichen und rechtlichen Grundlagen fehlen, der in sinnlosen Kriegen seine Tatensucht befriedigt und die wirtschaftlichen Grundlagen des Staates zerstört, sobald das Glück ihn verläßt. Dieser Allmacht muß sich alles fügen, selbst das freie Denken in ihm aufgehen. Wenn Bossuet gelehrt hat, daß der Monarch auch in Religionsfachen Gewalt gebrauchen dürfe, so muß sich auch die Kirche unterwerfen, gleichviel

ob der römische Stuhl oder das freiheitsliebende Hugenottentum seine Rechte zu wahren sucht. Die Einheit des Staates erfordert, daß auch alles nach dem einen Glauben lebe, welchen der König befiehlt. Hat der Staatsgedanke das Edikt von Nantes gegeben, so kann er es ebenso gut wieder aufheben. Keine Schranke steht diesem Königtum im Wege, denn das Volk selbst, nach dem letzten siegreich zurückgeschlagenen Angriff der feudalen Gewalten, aus unheilvollen Wirren glücklich herausgekommen, sieht in der neuen festen Ordnung Rettung und Heil, fühlt in diesem Glanze des französischen Namens auch auf allen Gebieten des geistigen Lebens sich selbst gehoben und geadelt, arbeitet selbst mit an der Selbstvergötterung des Monarchen.

Alle Strahlen des Ruhmes und der Ehre, die aus der Arbeit einer auserlesenen Schar von Staatsmännern und Heerführern, von Dichtern und Künstlern ausgehen, sammeln sich um das Haupt des stolzen Königs. Französische Literatur in dem Klange einer vornehmen Sprache dringt auch in das politisch zerrissene und verkümmerte Deutschland ein, welches kaum noch seine eigenen Laute formen kann, dessen poetische Kraft erloschen ist in der verwilderten Denkart eines langen rohen Krieges. Was Geist, Wissen und Bildung besitzt, was politisch und wirtschaftlich von Einfluß ist, strömt am französischen Hofe zusammen, der in der Pracht seiner Erscheinung, in dem gesetzmäßigen Zuschnitt seines Lebens,

auch gesellschaftlich ein unübertroffenes Muster für Europa abgibt. Wie der Staat trägt auch dieser Hof die Keime des Zerfalles in sich; Verschwendung und Sittenlosigkeit, ein Leben ohne Wahrheit und ohne Tiefe, die Sünde durch äußere Frömmigkeit verdeckt, unterwühlen diese glänzende und formenschöne Welt voll fruchtbarer Gedanken, voll geistiger Anregung und künstlerischen Schaffens.

Nicht fremd ist französische Bildung auch dem pfälzischen Hofe. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts schon glaubte Kurfürst Philipp, der Förderer humanistischer Studien, seinem Sohne Ludwig am französischen Hofe eine bessere und feinere Erziehung zu geben, als sie zu Hause unter der gediegenen Zucht eines ehrbaren gelehrten Schulmeisters, wie Johannes Reuchlin, vorbereitet war. Mehr als persönliche Auffassung haben die Beziehungen zum französischen Calvinismus, der während der Glaubenskriege in lebendigem Verkehre mit dem Mittelpunkte protestantischer europäischer Politik, dem Heidelberger Hofe stand, die Diplomatie beherrscht und am frühesten in Deutschland das schwülstig rohe Aktendeutsch durch das elegante Französisch veredelt. Doch die Herrschaft des französischen Vorbildes im reichgestalteten Hofleben ward durch das Elend des Krieges vorerst verhindert. Karl Ludwig hatte keine Mittel, auch nur in bescheidenem Maße sich im erborgten Glanze der Versailler Gesellschaft zu sonnen. Während die

ersten Meister des neuen Frankreich über die Louvrefassade sich ihre Gedanken machen, Levreau zu Versailles den Sitz des Königtums in majestätischen Zügen ausbaut, flicht der Pfälzer die Dächer seines väterlichen Schlosses aus, ist froh, wenn er nur wieder wohnen kann. Armselig nach größern zeitgemäßen Mustern gemessen war noch unter seinem Nachfolger hier alles eingerichtet. Von glänzenden Fußböden, über welche jetzt der Besucher des stilvoll hergerichteten Friedrichsbaues vorsichtig dahin schleicht, wußte das einfache Geschlecht jener Pfälzer wohl nichts. Von Parkett hatte Eiselotte zum erstenmal in Frankreich gehört, „habe kein Parquet zu Heidelberg gesehen, sondern lauter Bretter“, schreibt sie noch 1711. Ein Kurfürst, der wie ein schlichter Bürgersmann genau in sein Ausgabenbuch verzeichnen läßt, wenn er beim Schneider um zwölf Kreuzer seinen Rock hat ausbessern lassen, bei einem Heidelberger Buben, der nach alter guter Sitte sein Sommertagslied singt, sich zur Belohnung mit einem Gulden und dreißig Kreuzern an seiner Tasche vergreift, hatte nichts vom Sonnenkönig an sich, der Tausende an einem Tage für Ballet und Komödie verschleuderte. Ängstlich rechnet Karl Ludwig mit seinen Finanzen, wenn er nur für einen einzigen Kunstabend im dicken Turm eine französische Truppe anwerben will, und begnügt sich lieber mit dem auch unserer Eiselotte unvergeßlichen Peter Squenz, der ihm billiger um neun Gulden vorgespielt wird. Klein-

bürgerlich ist trotz vornehmen Zuschnittes noch alles an diesem Hofe, den gerne der Landesherr verläßt, um gemeinsam mit seinem frohen Volke pfälzische Fröhlichkeit beim Scheibenschießen oder auf der Kirchweihe zu genießen. Keine raffinierten Eindrücke läßt dieses Leben in Eifelottens Erinnerung zurück. Nichts nimmt sie mit als die Unverdorbenheit der Jugend, so rein und kräftig wie die Waldbluth, die übers Neckartal hinausweht. Eine reiche Prinzessin war sie nicht, nicht reicher, meint Frau von Sevigné, als Mademoiselle de Grancey, des Herzogs bildschöne Maîtresse. Ihre aus der Pfalz mitgebrachte Ausstattung war so gering, daß man sich darüber aufhielt. Auch die in ihrer Verantwortung empfindliche Prinzessin Anna muß dem pfälzischen Geschäftsträger in Paris sagen lassen, daß es besser gewesen wäre, für Leinwand zu sorgen, statt ein kostbares Armband zu schenken und der Schwägerin des Königs nur sechs Hemden für den neuen Hausstand mitzugeben.

Als eine neue Erscheinung, mit Neugierde erwartet, mit scharfen Blicken beobachtet tritt sie in die französische Gesellschaft ein. Ob sie die schöne, muntere, aber kokette und leichtlebige Herzogin Henriette ersetzen wird, die von den Stuarts eine starke Mischung feurig wallenden französischen Blutes mit herübergenommen, die mit ihrem feinen Teint, wie Rosen und Jasmin, alle entzückt hat? So hat man sich gefragt. Man war von ihrem Erscheinen überrascht. Eise-

lotte machte den besten Eindruck. Man finde sie schöner, als man sich gedacht, sie spreche ziemlich gut französisch, tanze auch gut, so erzählt uns der brandenburgische Geschäftsträger am französischen Hofe.

Etwas verständnisvoller hat sie ihr alter Freund der Jugend, Ezechiel Spanheim, bei ihrem ersten Auftreten geschildert. Man konnte die neunzehnjährige Herzogin nach den Ansprüchen französischen Geschmacks keine Schönheit nennen, aber sie war von schöner Figur, freier Bewegung, ungezwungener Haltung, eine angenehme vornehme Erscheinung. Ihr freier, offener Blick ließ kein Zweifel an ihrem Innern, das voll Zuverlässigkeit und Güte war. Nichts Gekünsteltes, nichts Geziertes war an ihr. Gefallsucht war ihr so fremd wie ihr die Mittel fremd waren, in denen Frauen geübt sind, um zu gefallen. Unfähig zu jeder Verstellung, ging ihr auch jedes Talent ab im Spiele der Intriguen sich auszuzeichnen. Man fühlte sehr bald, daß ihr gutes Herz Freundschaft zu gewähren und Wohlthaten auszuteilen stets bereit war. Eine geistvolle Frau, wie Madame de Sevigné, fand sofort heraus, daß auch ein gesunder Menschenverstand in dem muntern Wesen steckte, daß sie sehr entschlossen, aber auch starrköpfig sein konnte. Das war eben die „Ersünde“, die Sophie ihrem Zögling nicht hat austreiben können. Ihre schlagfertige Rede und Antwort, womit sie so leicht die Gunst der englischen Großmutter gewann, ließ sich auch

vor dem Glanze des Versailler Hofes nicht einschüchtern. „Kein Blatt vors Maul zu nehmen“, war ihr wichtigster Grundsatz im Umgang mit Menschen. Sie mußte keine Pfälzerin gewesen sein, wenn sie jemals dieses Erbteil verloren hätte.

Solch freimütiger Rede kam auch der König mit Verständnis und Wohlwollen entgegen. „Er hatte es gerne,“ gesteht uns Lijelotte, „daß man ihm frei heraus sagte, was man denke.“ Vielleicht war sie die Einzige, die es tat. Denn von niemand anderm aus der ganzen französischen Gesellschaft, die nur im Gedankenkreise des Gebieters lebte, haben wir ein solches Urteil. Ihr frisches Wesen, ihre muntere Art, ihr gesundes Urteil, fremdartig in einer von zeremoniellen Gesetzen eingeengten Welt, wirkten auf den König so befreiend, daß er gerne aus seiner selbst-erzwungenen Würde heraustrat, harmlos und frei mit der Pfälzerin verkehrte. Es fällt den Nahestehenden geradezu auf, wie viele Freiheiten und Gunst die junge Herzogin genießt, die überall bei Festen und Komödien, bei der Jagd und im engen Kreise in der Nähe des Königs das wechselvolle Leben genießt. Isaac de Benzerade, dem Hofe nahestehend, ist verwundert, daß eine Frau, die in ihrem ganzen Wesen und Auftreten das Gegenstück zu der einst umschwärmten und angebeteten schönen Henriette darstellte, weit mehr als die verstorbene Herzogin mitten im Interesse stand und Bewunderung erregte. Auch Lijelotte hatte das Gefühl, als ob



sie der Gesellschaft nicht uninteressant und so ganz à la mode wäre. „Alles was ich sage und thue, es sei gut oder überzweg, ästimieren die Hofleute dermaßen, daß es mich wohl lachen macht.“ Es ist grundsalsch anzunehmen, daß diese natürliche, derbe Pfälzerin, mit ihren sittlichen und schlichtreligiösen Anschauungen sofort die Schattenseiten ihrer Umgebung durchschaut und sich von den neuen Lebensbedingungen abgestoßen gefühlt habe. Fröhlich nimmt sie alle Lebensgenüsse in sich auf. Tag für Tag bewegt sie sich in rauschenden Festlichkeiten des glanzvollen Hofes, bei Opern und Komödien, bei Reiten und Jagen und im engsten Kreise, wo sie, die Auserlesene der Vertrauten, noch ohne sittliche Entrüstung sich geehrt fühlt, an der Seite der Maitresse Montespán den Mittagschmauß in des Königs Kabinett einzunehmen. Frei und ungezwungen nimmt sie diese Welt wie sie ist. Man ist vielleicht erstaunt und verwundert über sie, aber niemand nimmt es übel, daß sie anders geartet ist wie die übrigen, sich sogar wenig darum kümmert, ob die Coiffure gerade oder schief auf dem Kopfe sitzt. So fühlt sie sich zunächst glücklich in dieser neuen Abwechslung, in der Gunst des mächtigsten Herrn. „Es ist wahrlich ein braver, guter Herr,“ schreibt sie an Sophie, „ich hab ihn recht lieb, wenn auch die chère tante bei dieser Gunstvertheilung den Vorzug genießt.“ Nicht anders zunächst sind auch die Eindrücke ihres jungen Hausstandes an der Seite Herzog Philipps, des königlichen Bruders.

Monſieur, eine unterſetzte Figur, auch ſonſt im Äußeren das Gegenſtück zu der vornehmen königlichen Erſcheinung ſeines Bruders, theilte vielleicht nur die oberflächliche, auf alles Äußere gerichtete Erziehung mit dem König. Wie Liſelotte uns erzählt, hat ihr Gatte nicht einmal ordentlich leſen und ſchreiben gelernt. Ludwig, zu großen Dingen beſtimmt, lernt und wächst mit ſeinen höheren Zwecken, Herzog Philipp dagegen wird ſeiner Lebtag nur in nichtsſagenden Interellen feſtgehalten. Eine kraftloſe, verweichlichte Natur, die ſchon in der Kindheit lieber mit den jugendlichen Vertretern des weiblichen Geſchlechts verkehrt, auch im reiferen Alter gar nichts Männliches an ſich trägt. Noch als Jüngling von neunzehn Jahren vertreibt er ſich die koſtbare Zeit im Spiel mit bunten Steinen und Bändern; als Liebhaber des äußeren Schmuckes konnte er für Armbänder und Brillanten Tausende verſchleudern, ſeinen Teint ſo geſchickt kultivieren, wie ſeine galanten Damen ihre welken Geſichter wieder jugendlich aufputzten. Schwach an Geiſt und Charakter, iſt ſelbſt Vergnügen und Unterhaltung, wenn es Denken, Mühe und Anſtregung erforderte, nicht ſeine Sache. Er fühlt ſich mehr bei Feſten, Repräſentationen, Maskeraden und in den Orgien des Palais Royal zu Hauſe, wo man im Kreiſe ſeiner verdorbenen Günftlinge der Sittenloſigkeit und dem Laſter in allen Formen huldigt, fühlte ſich dort wohler als draußen auf der Jagd, wo Liſelotte in Wind und

Wetter durch Feld und Wald als verwegene Reiterin dahinjagt. Es fehlen ihm die guten Seiten nicht, er ist, wie Eiselotte uns versichert, „der beste Mensch,“ aber in der schlechten Gesellschaft der Spieler, Schlemmer und Wüstlinge geht er unter. Von einschmeichelndem, offenem Wesen, als Lebemann, der auch gerne leben läßt, gewinnt er die Gunst des Volkes, das ihm freilich auch schwere Verbrechen zugetraut hat.

Man kann sich keine stärkeren Gegensätze denken, als diese Ehe sie barg: dem kraftlosen Wüstling gegenüber die kernfeste, lebensfrohe Eiselotte, deren Reinheit für sie die stärkste Lebenskraft in dieser verdorbenen Umgebung blieb. Mit gutem Humor sucht sie die über ihrem Hause aufsteigenden Schatten hinwegzuschleudern. Mit starkem Pflichtgefühl bewahrt sie den vom Schicksal ihr zugewiesenen Platz. Die Ehe ist ihr eine heilige Pflicht, deren Freuden und Trübsal sie zu tragen hat, wenn auch Karl Ludwig und Sophie über der Herzogin „gut katholische“ Auffassung in gewohnter Weise ihre Glossen machen mögen. „Daß Euer Liebden und Onkel über mich lachen, daß ich jetzt so gut katholisch bin und so viel vom Sacrament des Ehestandes halte, so schlägt mir aber solches Sacrament wohl genug zu, um zu wünschen, daß es ewig wahren möge und man kein Mittel finden möge, selbiges zu scheiden. Denn wer mich von Monsieur scheiden wollte, thäte mir keinen Gefallen, drum können Euer Liebden wohl denken, daß

mir eine solche Mode, wenn sie aufkommen sollte, ganz und gar mißfallen würde und wenn es nöthig wäre, noch drei Abjurationen zu thun, wie ich zu Metz gethan, um zu persuadiren, daß der Ehestand ein Sacrament sei und derowegen nicht könne geschieden werden, so würden Euer Liebden anstatt der einen noch drei versiegelte Promessen bekommen." So schreibt Liselotte an Sophie, und was sie sagte, sollte ihrem eigenen Vater zur Lehre dienen, der jetzt von neuem die Scheidung von der Kurfürstin Charlotte betrieb.

Die Gegensätze aber waren zu stark, um auf einem so sittlich lockern Boden dauernd glückliche Verhältnisse zu schaffen. Noch zur Zeit, da Liselotte sich den Grenzen Frankreichs näherte, meinte Frau von Sevigné, nun seien vor der neuen Erscheinung „die Engel“ auf acht Tage verschwunden. Das waren die koketten Schönheiten, des Marschalls de Grancey Töchter, von denen besonders Elisabeth mit ihren zwei gefährlichen Augen, als die Maitresse des Herzogs Philipp, das ganze Palais Royal mit seiner auserlesenen Schar von Liebemännern geschickt und angenehm dirigierte. Die „Engel“ flogen wieder herbei auf den schlüpfrigen Boden, wo Liselotte niemals zu Hause war und in ihrer gesunden Auffassung von Ehre und Gewissen nur kurze Zeit den Gatten zu fesseln wußte. Die Herrlichkeit im Hause Orleans dauerte nicht lange, wo nun die Günstlinge des Herzogs, wie der Chevalier de Lorraine und Marquis d'Effiat,

auf welche das Volk als auf die Giftmörder der verstorbenen Herzogin deutete, ihr Handwerk wieder aufnahmen. Während Liselotte um Geld für Weißzeug betteln muß, werden Tausende in einer Nacht verspielt, immer neue Summen aus Paris geholt und verschwinden unter den Händen, kostbare Diamanten werden zu Geld gemacht und Liselottens von ihr nie gesehene pfälzische Mitgift ist bald vertan. Nur ein Hindernis steht dieser wüsten Gesellschaft im Wege, das ist Liselotte selber mit der Reinheit ihrer Seele und der ganzen Unverdorbenheit ihres Charakters. Solche Erscheinungen sind unbeliebt in unreiner Luft. Ein schwacher Charakter wie Herzog Philipp, dem ein Urtheil über sittlich gesunde Menschen schon ganz verloren gegangen ist, fällt in jede Schlinge, mit der man ihn von der eigenen Frau abziehen sucht.

So steht die ehrbare Frau eines Tages mitten im Hofklatsch einer Liebesgeschichte, deren Quelle im Kreise der frivolen Wüstlinge und Genossen des Herzogs allein schon ein Beweis der Lüge war. Es gab Zeiten, daß Liselotte im eigenen Gemahl ihren schlimmsten Feind sah, er selber scheu ihrer Ehrbarkeit aus dem Wege ging, wenn er nicht Gelegenheit fand, im Bunde mit seinen Günstlingen die Stellung seiner eigenen Frau bis hinauf zum König zu untergraben. Wer vermag bei diesen Szenen gerne zu verweilen, die, wie einst im Heidelberger Schlosse, nun auch im Palais Royal und in St. Cloud,

nur in anderer trüber Färbung sich abspielten, wo die derbe, im Zorne sehr massive Liselotte auch so manches kräftige deutsche Wort in harter Widerrede dem Gatten entgegenschleuderte, so schwer in der Anklage, daß Sophie meinte, „ein gesundes Gehirn habe es nicht eronnen.“ So kamen die Tage, da die fröhliche Liselotte nach Maubuisson ins Kloster ziehen wollte, König Ludwig in Teilnahme für seine Schwägerin Frieden gebot, man in Hannover verzweifelte und Liselotten das Bild der geschiedenen Mutter vorhielt, in Karl Ludwigs Seele aber die Reue und Verantwortung aufstieg und das Gespött über ernste und heilige Dinge im Lager der Freigeister verstummte.

Unter diesen Eindrücken wuchsen nun die Kinder heran, der Mutter schwerste Sorge. Ihr Sohn Philipp, der künftige Regent, versprach schon seines Verstandes wegen etwas Ordentliches in der Welt zu werden. Nach dem Horoskop sollte ihm sogar ein Sitz auf dem Stuhle Petri einmal beschieden sein, Liselotte aber meinte, vom Antichrist stecke mehr in ihm. Als Kind still und ernst, eine mehr mädchenhafte Natur, folgsam und gelehrig, ward er am Beispiele des Vaters verdorben, der keinen Einfluß der Mutter duldete und darüber lachen konnte, wenn er in dem eigenen Sprossen die Anlagen zum lasterhaften Wüstling schon früh sich entwickeln sah. Ein Glück, daß Elisabeth Charlotte, die Tochter, in der verpesteten Lebensluft tugendhaft und rein

blieb, auch sonst das Ebenbild der Mutter, lebendig und ausgelassen, allezeit mundfertig. „Das Maul ist ihr brav gelöst,“ sagt stolz die Mutter, „schlägt ihrem Namen Liselotte nicht übel nach, ist wohl so eine dolle Hummel, als ich vor diesem war.“ In diesem Kinde sieht sie ihre eigene Jugend wieder. Wie lebenswahr hat sie in der Tochter ihr eigenes Porträt uns gezeichnet! „Ich bin versichert,“ schreibt sie an Sophie, „wenn sie das Glück hätte, Euer Liebden und Uncle zu entreteniren, würde sie dieselben ein wenig lachen machen, denn sie hat all possirliche Einfäll. Ich darf mich nicht so sehr mit ihr familiarisiren, denn sie fürcht keinen Seelenmenschen auf der Welt, als mich und ohne mich kann man nicht mit ihr zurecht kommen. Sie fragt gar nichts nach Monsieur. Wenn er sie ausfilzen will und ich nicht dabei bin, lacht sie ihm ins Gesicht. Ihre Hofmeisterin betrügt sie vom Morgen bis in die Nacht. Ich glaube, daß es aller Liselotten ihr Naturel ist, so wild in der ersten Jugend zu sein, hoffe, daß mit der Zeit ein wenig Blei in das Quecksilber kommen wird, wenn ihr mit der Zeit das Rasen so vergeht, als es mir vergangen ist, seitdem ich in Frankreich bin.“ Liselottens Tochter hat späterhin an der Seite des Herzogs Karl Leopold von Lothringen ihr Glück ertragen können. Hat sie auch nach der Spekulation der Mutter den künftigen römischen König Joseph nicht bekommen, so ist sie doch die Stammutter des österreichischen Kaiserhauses geworden.

Um ihr bestes Recht, um die Erziehung und die Zukunft dieser Kinder hat sie die härtesten Kämpfe zu bestehen, erfolgreich nur insoweit, als ihr, trotz aller brutalen Gegenwirkung von Seite des Vaters, nicht schon in früher Jugend die Herzen des Sohnes und der Tochter entfremdet worden sind. Der Deutschenhaß des Herzogs von Orleans hat gehindert, daß Frau von Harling alte Beziehungen wieder aufnahm. Gegen jenen Marquis d'Effiat, den zum Hofmeister des Sohnes bestimmten intriguanten Wüstling, hat sie das Feld der Erziehung mutig und verzweiflungsvoll verteidigt. Was von der Seele ihres Kindes damals noch gerettet ward, hat dann Abbé Dubois um so gründlicher verdorben. Kaum sind die Kinder herangewachsen, soll auch ihre Zukunft nach des Königs Willen der Hauspolitik seiner Maitressen geopfert werden. Liselotte, unbeugsam in dem Gefühle, einem alten legitimen Hause entsprossen zu sein, ist empört über den Gedanken, ihr eigenes Geschlecht durch das Bastardenblut aus doppeltem Ehebruche verdorben sehen zu müssen. Hat sie auch im starken Widerstande gegen den König eine Ehe ihrer Tochter mit dem Sohne der Montespan, dem häßlichen und hinkenden Duc du Maine, dem „stinkenden Buben“, wie sie ihn nennt, verhindert, so blieb ihr doch die nahe Verwandtschaft mit der Mademoiselle de Blois, der Tochter von Ludwigs Maitresse, nicht versagt. Wohl weiß sie über die Schwiegertochter nichts Schlimmeres



zu sagen, als daß sie hängende Backen und schiefe Taille hat, mit dem Kopfe zittert, spricht als wenn „sie Brei im Maul hätt“, sich einbildet schön zu sein, sich darnach pudt und das Gesicht voller Mouchen trägt, sonst mit ihrem Herrn und seiner Familie wohl zu leben versteht, ja daß sie sogar Verstand hat und zeitweise angenehm sein kann. Aber für Liselotte bleibt sie die Unebenbürtige, nur der „Mausdreck“, der sich unter den „Pfeffer“ der geborenen Häuser gemischt hat. Das genügt, um in ständigen Widersprüchen ihr Urtheil abzugeben, in Ausdrücken und Formen, die in ihrer Heimat auch heute noch, meist an den Niederungen des Neckar, zu Hause sind. Doch die Liebe zu ihrem Sohne hat unter dieser Stimmung nicht gelitten. „Hoffe, daß ihn unser Herrgott aus diesem Labryrinthe einmal erretten wird,“ schreibt sie an Sophie, glücklich in dem Gefühl, daß der Fluch der Erziehung auch dem Sohne nicht die Liebe zur Mutter genommen hat, daß der in Lastern alt gewordene Regent doch „ein guter Bub“ geblieben ist. Ein rührendes, treues Verhältniß ist allezeit zwischen beiden geblieben.

An einem Hofe aber, da alles in Gedanken und Rede, in jeder Bewegung bis zur vorgeschriebenen Zahl der Schritte dem Willen des Königs folgte, war die als starrköpfig von Hause aus bekannte Liselotte in ihrem zähen Widerstande, in den nicht immer sehr gewählten Ausdrücken ihres Urtheils eine bisher ungewohnte

Erscheinung. Als offene, ehrliche Natur fehlte ihr jedes Geschick, durch die verschlungenen Wege des Versailler Hofes sich hindurchzuwinden, ohne nach allen Richtungen hin kräftig anzustoßen. Was sie im vergeblichen Kampfe um die ebenbürtige Ehe ihres Sohnes geäußert haben und zu des Königs Ohren gedrungen sein mag, läßt sich aus ihren eigenen Zeilen entnehmen. Die Intrigue arbeitet im stillen, Liselotte tut nach Pfälzer Art nur zu oft und zu laut das Maul auf. Sie gab ihre Gefühle jederzeit deutlich zu verstehen. Eine Frau, die nach Saint Simon's Erzählung unter dem frischen Eindruck dieser Mesalliance vor versammeltem Hofe ihres Sohnes Handkuß mit ein paar kräftigen Ohrfeigen erwidert, schlug auch sonst gerne einen Ton an, der vom Heidelberger Burgweg zu Hause, selbst ins Französische übertragen, nichts weniger als hoffähig war. Sainte Beuve, der unsrer Liselotte ein durchaus ehrendes Denkmal gesetzt hat, ist als Franzose vom natürlichen Gefühle geleitet, daß diese derbe Kraft und dieses Ungeftüm nicht immer nach französischem Geschmacke war. Auch die Zeitgenossen haben so gedacht und Liselotte selbst hat mit einer gewissen Selbstzufriedenheit zugestanden, daß Frankreich sie niemals poliert habe. Ludwig XIV. aber gab alles auf die Politur. Konnte er auch in guter Laune auf manchen derben Scherz der ausgelassenen Pfälzerin in ungezwungener Weise eingehen, so scheint sie, nach eigenem Geständnis,

die Grenzen dieser Freiheit in gut pfälzischer Art zeitweise überschritten zu haben. Mußte doch der Dauphin über ihren, mit Vorliebe von der Straße entnommenen Unterhaltungsstoff Klage führen, der Beichtvater im Auftrage des höchsten Herrn ihr einen „erschrecklichen Silz“ erteilen, weil sie allzufrei im Reden wäre. Man ließ ihr bedeuten, daß nur mit Rücksicht auf die Schwägerschaft des Königs ihr eine Verabschiedung vom Hofe erspart geblieben sei. Liselotte ist hart darüber betroffen. Am nächsten Tage konnte ihr das freundliche Lächeln des Königs vielleicht sagen, daß es mit der Verbannung nicht so ernst gemeint sei. „Mir aber wars gar nicht lächerlich,“ schreibt sie offenerzig an Sophie, „hab deswegen wieder wie ordinari eine tiefe Reverenz gemacht, aber bitter sauer drein gesehen. Hätte man mich so unschuldiger Weise erlirt, glaube ich, daß ich durchgegangen wäre und zu Euer Liebden kommen.“

So hat Liselotte mit ihrer Zunge sich die Gunst des ihr sonst freundlich gesinnten Königs manchmal gründlich verscherzt. Ludwig XIV. war ein Herrscher, nur an Befehlen und Gehorsam gewöhnt, Selbstherr im Staate, unangreifbar in seinem schrankenlosen Willen auch der Gesellschaft gegenüber. Am wenigsten konnte er es vertragen, wenn man die intimsten Seiten seines Lebens berührte. Solange eine La Vallière oder Montespan und eine ganze Schar von Geliebten das königliche Haus im abwechselndem

Spiele sinnlicher Reize und berechnender Kabilen beherrschten und die Tochter Philipps IV. von Spanien als eine halbvergeffene Königin im Hintergrunde faß, hat sich Eifelotte über dieses sittenlose Treiben wenig aufgeregt und diese schwachen Seiten des Königs in ihren Briefen kaum berührt. Soweit ihr eigenes Geschlecht vom bürgerlichen Blute bewahrt bleibt, läßt sie auch eine Montespan regieren und macht ihre Späße über das Treiben der Galants unter ihren eigenen Kammerjungfern. „So wenig glücklich man sonst an diesem Hofe lebt, er ist doch von so großem Rang und Glat“, daß Eifelotte gar gern ihr Patenkind Sophie Charlotte von Hannover einmal einen Sitz auf dem Stuhle Ludwigs des Heiligen gegönnt hätte. Bei den vielen, die sich im Glanze der königlichen Gnaden sonnen, ist Eifelotte nicht die letzte. Ihre Verehrung für den König ist so auffallend, daß man, nach den Andeutungen der Frau von Sevigné, bei Hofe darüber seine scherzhaften Glossen machte.

Seit dem Tage aber, da sie für ihre freie Rede jenen „erschrecklichen Sitz“ erhalten, man wie eine „Kammerfrau“ sie traktiert hat, beginnt auch in ihren Briefen das Gefühl immer stärker hervorzutreten, als ob sie im Schatten läge. Die Einsicht, daß sie mit einen Teil der Schuld trage, ist ihr niemals gekommen.

Um diese Zeit steht Frau von Maintenon auf der Höhe ihres Einflusses!

In der französischen Geschichte haben in allen

Zeiten Frauen eine bedeutende Stellung im politischen und geistigen Leben eingenommen, verhängnisvoll und segensreich haben sie gewirkt, bei vielen steht klar und deutlich ihr Bildnis vor uns. Keine aber ist von solchem Einfluß auf ein ganzes Zeitalter gewesen, als Franziska d'Aubigné, die aus kleinen, armen Verhältnissen heraus zur Lebensgefährtin Ludwigs XIV. emporgestiegen, sein inneres Leben mit einer oft geheimnisvollen Macht der Persönlichkeit beherrscht hat. Als die Enkelin eines Kämpfers für die reformierte Kirche in Frankreich ist sie aus Armut und Not durch Verwandte in ein Kloster gebracht, der katholischen Kirche zugeführt worden. Erst fünfzehn Jahre alt, hat sie mittellos und verlassen in der Welt dastehend, an der Seite des Burleskendichters Scarron eine Versorgung gefunden. In einem anregenden Kreise von Schriftstellern und Freunden der schönen Literatur arbeitet die geistig hochbegabte Frau an ihrer innern Bildung weiter. Ihre ganze Persönlichkeit muß in allen ihren Vorzügen bald über den Litteratenkreis hinaus bekannt geworden sein, da sie bald nach dem Tode ihres Mannes zur Erziehung der Kinder der Montespan berufen ward. Mit der im Jahre 1673 erfolgten Anerkennung dieser Nachkommenschaft durch den französischen König kam auch die Witwe Scarron in die engsten Kreise des Hofes. Sie tritt dem König näher. Mit magischer Gewalt wird er von dieser Persönlichkeit erfaßt. Weder außer-

ordentliche Schönheit noch Jugend oder hohe Geburt konnten den König anziehen. Ihre Erscheinung erfaßte ihn innerlich läuternd. Ein angenehmer gesunder Geist, ein Verhältnis unbegrenzten Vertrauens, kein vorübergehender Rausch sinnlicher Eindrücke, tötete in ihm das Sinnliche ab. Aus einem Leben der oberflächlichsten Vergnügungen und sittlich schrankenloser Willkür heraus, findet er eine Frau, die unbescholten in ihrem Wandel, von reicher innerer Bildung, das Leben würdiger betrachtet, mit ernster und geistreicher Unterhaltung den König zu fesseln versteht. Ihr Einfluß auf das innere Leben des Königs wird so stark, daß sie es wagen kann, ihm seine eigene und seines Hofes sittliche Verderbnis vorzustellen, in dem von Sünden und Schande gereinigten Haus auch die Königin in ihre Rechte wieder einzusetzen. Marie Teresia gesteht, dieser Frau ihr Lebensglück verdankt zu haben. Ein Jahr nach dem Tode der Königin tritt 1684 die inzwischen mit der Herrschaft Maintenon beschenkte Witwe Scarrons selbst als Herrin in das königliche Haus. Sie ist sich ihrer schwierigen Stellung in einer heimlichen, doch unzweifelhaft durch kirchliche Trauung bestätigten Ehe mit Ludwig XIV. dem Urtheile der Welt gegenüber voll bewußt. Haß und Neid ist ihr neben Bewunderung reichlich zuteil geworden. Doch die Autorität der Kirche bestärkt sie im Bewußtsein einer Sendung, die ihr zum Seelenheile des Königs und zum Besten des

Staates und der Kirche zugefallen sei, daß sie nach dem Ausspruche ihres Beichtvaters „ein irdisches Königreich um eines himmlischen willen aufgeopfert habe“. In diesem hohen Beruf, der ihr wie eine göttliche Sendung erschien, hat sie nach dem Urteile der ihr nahestehenden, in ganz andern Gedankenkreisen lebenden Zeitgenossen durchaus nach uneigennütigen Grundsätzen gehandelt, wohlthätig und segensreich gewirkt. Doch Segen und Unheil sind manchmal nahe beieinander.

In ihrem religiösen und kirchlichen Denken gehört Frau von Maintenon den „Devoten“ an, die an der äußern Erfüllung der kirchlichen Pflichten kein Genüge finden, sondern in strenger Selbstprüfung und Selbstzucht ihr Glaubens- und Seelenleben dem Rate und der Leitung eines ausgewählten Seelsorgers, eines „Directeurs“, überlassen, im unbedingten Vertrauen und Gehorsam nach seinen Anordnungen denken und handeln, gleich wie ein Kranker den Vorschriften des Arztes folgt. In dem heiligen Eifer, mit welchem Frau von Maintenon an ihrem eigenen Seelen- und Glaubenszustand, wie an der Bekehrung des Königs arbeitet, sind ihr alle äußern Mittel und Einflüsse fremd, sie nimmt es ernst mit den innern Gütern. Sie ist Anhängerin der Sulpicianer, die bei aller Treue gegen den römischen Stuhl, bei aller kirchlichen Festigkeit, die Moral und Kasuistik der Jesuiten verwerfen. In den innern Kämpfen, welche die Kirche Frankreichs erschüttern, hat sie an der Seite Bossuets und

Noailles' diesen Standpunkt auch gegen den allmächtigen Père La Chaise vertreten. Das Bedenkliche und Verhängnisvolle ihrer „Devotion“ lag im Gehorsam gegen ihre Seelsorger, denen sie sich selbst als politisches Werkzeug in den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens hingab. Als politische Ratgeberin des Königs steht sie mitten in den Interessen der Staatsgeschäfte, die sie, zwar zurückhaltend, doch vom Könige immer wieder gesucht, in der Stille, geheimnisvoll, — um mit Villeroi zu reden — wie eine Maulwurfsarbeit besorgt. Als Stütze und Trost der Kirche, wie ihr Seelsorger Godet sie genannt hat, teilt sie dessen Anschauung, daß Zwang gegen Andersgläubige nicht allein löblich, sondern auch Pflicht des Königs sei. Die protestantische Kirche Frankreichs zu zerstören, war einer der verhängnisvollsten Gedanken des königlichen Absolutismus, dessen rein politischen Hintergrund auch Liselotte verstanden hat. „Daß man die Reformirten hier im Lande übel tractirt,“ sagt sie, „approbire ich nicht, allein man sieht, daß die Politik allein schuldig daran ist.“ — Ob die Maintenon bei Aufhebung des Edikts von Nantes irgendwelchen persönlichen Einfluß ausgeübt hat, ist nicht entschieden. Wenn sie aber die Mahnung Godets befolgte, daß ihre wichtigste Aufgabe sei, den Staat und die Kirche gegen den Jansenismus und Protestantismus zu schützen, so mußte sie die Politik des Königs billigen. Ihre jetzt bekannt gewordene, im Jahre 1697 gegen die Zurück-



berufung der vertriebenen Protestanten abgefaßte Denkschrift gibt uns ihre Anschauungen klar und deutlich wieder. Nur einen Gewissenszwang hat sie verworfen. Der Zwang zur Beichte und zum Empfang der Sakramente erschien ihr als religiöser Frevel. So trägt sie mit die Schuld an einer Politik, die tausende arbeitsfroher Bürger auf die Galeeren verwies oder dauernd dem französischen Boden entfremdete. Die Folgen blieben nicht aus. Liselotte hat dieselben in ihrer drastischen Weise zum Ausdruck gebracht: „gemahnt mich,“ sagte sie, „an die Kinder, so in die Luft speien daß es ihnen selber wieder auf die Nase fällt.“

Der Versuch aber, den König zu einem innerlichen Leben zu bekehren, aus einem kirchlich leeren Formendienst zu einer tieferen Auffassung der religiösen Wahrheiten, zu christlichem Geiste, heranzuziehen, war erfolglos. In seinem Innern fand das Missionswerk der Maintenon einen unfruchtbaren Boden, wo unter der formellen Zucht der Beichtväter aus der spanischen Schule nur die Furcht vor den Strafen der Hölle an Stelle des Gewissens und der Selbsterkenntnis geblieben war. Darum sah Frau von Maintenon in dem Beichtvater des Königs und einflußreichsten Geistlichen des Staates, dem Père La Chaise, das größte Hindernis ihres innern Bekehrungswerkes. „In Religionsfachen,“ schreibt Liselotte, „ist unser König blutsignorant, und vertraut sich auf was die, so er lieb hat ihm

davon vorzuschwätzen und weilen ihr Interesse ist ihn allezeit fürchten zu halten, damit er keine weitere Erklärung sucht, so müssen sie ihm die Hölle am heißesten machen und ihn von denen abziehen, so ihm die Wahrheit sagen könnten. Zudem so ist es leichter ein paar Gebeter auf Lateinisch daher zu pappeln, als Recht und Gerechtigkeit zu üben und unserm Nächsten nichts zu thun, als was wir wollten, daß uns geschehe, welches die rechte Religion ist. Man konnte nicht einfältiger in der Religion sein, als der König war. Er wußte nicht anders, worinnen die Religion bestünde, als in dem, was die Beichtväter sagten.“ Diese durchaus richtige Auffassung hat niemand mehr mit Liselotte geteilt, als Frau von Maintenon. Daß ihr Erziehungswerk über diesen Erfolg religiöser Einfalt nicht hinausgekommen war: solch schwerer Enttäuschung blieb sie sich bis ans Ende ihrer Tage bewußt. Sie selbst hat zugestanden, daß sie mit guten Absichten dabei viele Fehler begangen habe.

Doch in die geheimnisvollen Wege ihres politischen und religiösen Wirkens einzudringen, über ihre Verdienste und ihre Schuld volle Klarheit zu bekommen, dürfte schwerlich gelingen. Wie sie selbst gewünscht und mit überlegtem Ehrgeiz ihr Leben darnach einrichtet hat, wird sie der Welt immer ein Rätsel bleiben. Aus den ehrlichen Versuchen ein gerechtes Urtheil über sie zu gewinnen, ist ihre bedeutsame Figur immer-

hin geläuterter und klarer hervorgegangen, als sie ehemals erschien. Sie als eine kalte, berechnende, in schlaudem Mißbrauch ihrer Autorität und heuchlerischer Frömmigkeit geschickte Frau zu betrachten, widerspricht vor allem dem Urtheile der Zeitgenossen, so weit man ihnen gerechtes Urtheil zutrauen muß. Auch ein Mann von starkem calvinischen Blute, wie Ezechiel Spanheim, hat dieser Frau, aus ihrer Umgebung heraus, seine Anerkennung nicht versagen können. In tugendhaftem Wandel glaubte sie die Heilsgüter der Kirche zu verdienen. Mehr Ehrgeiz als Frömmigkeit hat sie selber ihr Streben genannt.

Ganz anders ist das Bild, welches Liselotte von der mächtigsten und einflußreichsten Frau im Staate Ludwigs XIV. uns hinterlassen hat. Ein unauslöschlicher Haß führt hier den Pinsel zu kräftigen, derben, oft sehr schmutzigen Strichen, so daß selbst die wahren Züge kaum sichtbar sind unter dem Widerspruch der sinnlos hingeworfenen Farben. In wilder Leidenschaft ist vieles getrübt, so daß dieses Bild, einer gerechten und historischen Betrachtung gegenüber, wie dieselbe aus guten Quellen uns heute möglicher ist, als ehemals aus La Beaumelle's Karikaturen, gar fremdartig gegenübersteht. Alles, was Liselotte, die ehrliche, sittlich reine Pfälzerin, in der verpesteten Luft des französischen Hofes Bitteres erfahren an Ungnaden, Zurücksetzung und Enttäuschung, fällt der allmächtigen Dame zur Last. Zum Danke sind ihr so viele Ehrentitel zuteil



Herzogin Elisabeth Charlotte.  
Bildnis in der Sammlung des Heidelberger Schlosses.



geworden, wie keiner andern Sterblichen ihrer Zeit. Sie ist Hege und Teufel zugleich, das verfluchteste Weib von der Welt, „die alte Vettel, die alte Schump, die alte Zott und Rumpumpel“. Nichts ist so schlecht in der Welt, was ihr nicht zuzutrauen wäre. Die unglaublichsten und unwahrsten Dinge spinnt das erregte Gehirn der Herzogin von Orleans aus: Eine Maintenon, deren Einfluß des Königs Haus von Unrat gereinigt hat, soll selbst das unsittliche Treiben am Hofe unterstützen. Sie hat die Dauphine umbringen, dem Mansard und Louvois den Gar aus machen lassen. Während der Hungersnot des Jahres 1709 soll sie mit Getreide spekuliert und das hungernde Volk betrogen haben. Obwohl sie am Ende ihrer Tage gar nichts von Bedeutung besaß, hat sie doch den König bestohlen. Als sie längst vom Schauplatz der Politik in die Stille von St. Cyr sich zurückgezogen hat, ist 1719 des Herzogs von Lothringen Schloß zu Luneville in Brand geraten. Niemand anders kann es getan haben, als die alte Maintenon, nur weil in jenen wilden Tagen der Regentschaft der Herzog nicht ein Parteigänger des Duc du Maine gewesen sei. In Eiselottens Augen ist „der Teufel in der Hölle nicht so böß, wie dies alte Weib“. Alles Unheil kommt von dieser „alten Zott“, die keine größere Freude hat, als die Herzogin beim König schlecht zu machen. Sie ist „der Schatten vor dem Sonnenlichte des Königs, von nur starker Influenz. Weil der König die

Sonne zum Sinnbild hat, kann man die Alte wohl eine Sonnenfinsterniß heißen, denn sie verdunkelt diese Sonne je mehr als die rechte Sonne vergangen Jahr gewesen. Der Flecken von der rechten Sonnenfinsterniß vergeht in paar Stunden, dieser Flecken aber wird währen, so lange die Alte leben wird". Ihre Wünsche für die Maintenon sind ebenso unchristlich, wie ihr Urtheil. „Welcher Henker,“ schreibt sie an Sophie, „unsere alte Kompompel hier wollte wegnehmen, den sollte ich wohl für einen ehrlichen Mann halten und gern für ihn bitten, daß er möge geadelt werden. Aber meine Parthie ist gefaßt, ich will künftig die Zeit nehmen, wie sie kommt und für meine Gesundheit sorgen, denn obschon ich nicht jung bin, so ist doch die alte Gott älter als ich, hoffe also, daß ich noch vor meinem Ende den Spaß haben werde, den alten Teufel bersten zu sehen.“

Selbst die vornehmen Züge in der äußern Erscheinung der Maintenon, wie sie uns Mignard und andere dargestellt haben, finden vor Eiselottens Kritik keine Gnade. Das Feuer in den Augen der geistvollen Frau läßt sie noch gelten, „aber sie hat ein eingezogenes Maul, bläht die Naslöcher auf, welches ihr ein böß Gesicht machte und wohl wies, was sie war“. Wenn sie gar Eiselotten sah, „zog sie gleich das Maul zurück und machte eine doppelte Leftze“.

Die Herzogin fühlt sich vom Hasse der Maintenon verfolgt, aber die Beweise dafür sind oft

kindlichster und widerspruchsvollster Art. Sie gesteht, daß sie keinen Einfluß habe, traut aber doch der mächtigsten Frau Frankreichs die Einbildung zu, der König habe seine heimliche Heirat, nur aus Furcht vor Eiselotte, ohne Zweifel vor ihrer bösen Zunge, zu veröffentlichen sich geſcheut. Sie klagt über ihre Zurückſetzung, gibt an jedem ihr vom König erteilten Verweis, an jedem unfreundlichen Wort, der Maintenon die alleinige Schuld. Trotzdem glaubt sie, daß der König ihr nichts ſchaden könne, weil er die allzugroß gesponnenen Intriguen der Maintenon durchſchau habe. Sie hält ſich darüber auf, daß während ihrer Krankheit ganz Frankreich ſich nach ihrem Befinden erkundigt, nur die Marquise nicht, und doch iſt er ihr lieber: „der alten Huzel Haß gegen sie dauert fort als das Fieber.“ Über was sie klagt, das wünſcht sie ſich. Eiselotte iſt überzeugt, daß die Maintenon des Königs Herz allein beſitzt, „denn was sie liebt, liebt der König, was sie haßt, haßt der König“, sie weiß, daß die geliebte Frau absolute „Meisterin von allen ſeinen Sinnen und Gedanken iſt.“ Dennoch traut sie, dieſer dämonischen Gewalt gegenüber, ihrer eigenen Bedeutung noch einen haßerregenden Einfluß zu. Denn die Gnade des Königs zu ihr iſt älter als ſeine Liebe zur Maintenon. „Ich war ſchon über fünfundzwanzig Jahre alt, wie sie in Faveur kam. Das gab ihr Argwohn, daß ich mich nicht durch sie, ſondern durch meinen eigenen Kopf



regieren wollte, und daß, weil der König Güte für mich hatte, ich ihn desabüsiren würde, sich von dem boshaftigen Thiere so blindlings führen zu lassen.“

Daß Liselotte in ihrer heimatlichen frischen und derben Art in den höchsten Kreisen nicht immer gefallen und auch manche deutliche Beweise dafür erhalten hat, wissen wir aus ihrem eigenen Munde schon. Ihre ehrliche pfälzische Grobheit ward von den Gesetzen der höfischen Politur niemals überwunden. Sie war gefürchtet, wenn die Leidenschaft über sie kam. Sie konnte nach eigenem Geständnis, „um sich beißen wie ein Eber.“ „Madame est sauvage“, klang es wie ein Wetterbericht durch die Gesellschaft. Das Donnern ward dann so kräftig, daß sein Wiederhall aus weiter Ferne auch zum Ohre des Königs drang. Sie bemüht sich zwar, so erzählt sie uns, eines bessern Betragens. Aber jeder Erfolg auf diesem Gebiete der Selbsterziehung soll nur zum neuen Ärger der Maintenon dienen, weil die dann keinen Grund zur Klage habe. Als ob eine Frau, die „absolute herrscht“, keine andern Mittel und Wege fände, Liselotte um die Gnade des Königs zu bringen! „Als der König zu Monts war“, schreibt sie, „that ich mein Bestes allen Damen zu gefallen, man lobte mich und ich dachte ich hätte was schönes ausgerichtet. Wie der König wieder zurückkommt, verdroß es der alten Zott, daß man mit mir zufrieden gewesen.“ Und deswegen soll die Stimmung des ganzen

königlichen Hoflagers gegen sie auf einmal umgewandelt sein!

Dabei traut sie der Frau, welche Frankreich regiert, die kleinlichsten Schikanen zu: „Alle Tag thut sie mir brüsqiren, läßt mir an des Königs Tafel die Schüsseln, wovon ich essen will vor der Nas wegnehmen, wenn ich zu ihr gehe, sieht sie mich über die Achsel an und sagt mir nichts und lacht mich aus mit ihren Damen“. Das alles aber hat Liselotte nicht abgehalten, die „alte Rumpumpel“ doch wieder zu besuchen. Stimmung und Handeln stehen oft zur gleichen Zeit in starkem Widerspruch. Während Liselotte auf dem Heidelberger Schloßberg das Flattieren nicht gelernt zu haben erklärt, hat sie doch wieder die Gunst der verhaßten Frau gesucht. „Ob ich zwar mein Bestes thue, so kann ich doch des alten Weibs Gunst nicht erlangen.“ Oft muß sie gegen ihren Willen ihren Weg zu den Gemächern der Maintenon nehmen, gleichwie sie in einem Besuch, den ihr Frau von Maintenon abstattet, gerne eine Demütigung der stolzen Dame zu sehen glaubt. Liselotte muß selbst gestehen, daß sie manche Gefälligkeit ihr verdankt. „Sie haßt mich,“ schreibt Frau von Maintenon, „aber gleichwohl erweist sie mir mehr Rücksichten als mir von ihr gebühren.“ In den wenigen vertraulichen Briefen, die ihr Veranlassung geben sich über Liselotte zu äußern, finden wir den Ausdruck eines milden Urteils, kein Wort, das eine Spur des Hasses in sich

trüge. Sie hat der Prinzessin Ursini gegenüber die Überzeugung ausgesprochen, daß sie den Haß der Herzogin nicht verdiene und weicht, auch da, wo sie vertrautester Weise sich äußern könnte, jedem harten Urteile aus.

Ruhe und Taktgefühl haben alle zeitgenössischen Berichte dieser merkwürdigen Frau nicht bestritten. Auch wußte sie, was Liselotte von ihr hielt; was sie nicht selbst hörte, konnte sie von andern erfahren. Es hat in diesem Neß von Intriguen in dieser Welt oft zweifelhafter Kreaturen auch an Berichterstattern und Zwischenträgern nicht gefehlt. Eine kluge, menschenkundige Frau ließ sich davon nicht erregen, sie brauchte diese trüben fremden Quellen nicht, wo ihr scharfer Blick auch in die geheimen Regungen der Liselotte hineinschaute, sie wußte genau wie ihr eigenes Porträt in den Briefen der Liselotte gezeichnet war.

Aber der Herzogin von Orleans ging gerade das ab, was man Weltklugheit nennt, sie konnte ihre heimatliche Offenheit und oft sehr volkstümliche Grobheit nicht verleugnen. Dabei ist sie leichtgläubig, nimmt alles auf, was man aus dem Lager der Maintenon oft mit wohlbedachter Absicht ihr zuträgt, wirft die Nachrichten wie sie kommen durcheinander. Kaum gedacht war die Rede schon aus dem Munde in einer Form, die man in verfeinerten Kreisen nicht gewohnt war. Sie sieht Dinge, die andre nicht sehen, glaubt vieles, was unglaubbar, sieht da-

bei auch Vieles sehr scharf und gut. Eine merkwürdig wechselnde Stimmung ist bei ihr bemerkbar. Sie will sich nicht ärgern, während man den Zorn in ihren Kopf steigen sieht, sie glaubt die andern mit Kühle und Verachtung, mit gleichgültiger Lustigkeit zu strafen, während sie in gleichem Momente in jeden Blick der Maintenon, in jedes Schmunzeln des Königs wie in ein Wetterglas hineinsieht. Je kühler und vornehmer „das teuflische Weib“ ihren Angriffen begegnet, um so kräftiger wird das Heidelberger Deutsch der Eiselotte. Gerade das Unnahbare, das Geheimnisvolle im Wesen der Maintenon und in ihrem Verhältnis zum König gibt dem Kopfe der Pfälzerin immer neuen Stoff zum Denken und Grübeln.

Doch gab es auch Zeiten, da man sich wieder versöhnte und unverbrüchliche Freundschaft durch Tränen und reuevolles Geständnis besiegelt ward. Die „alte Zott“ konnte sogar in Eiselottens Augen gar nicht übel aussehen, sogar lobenswerte Dinge tun. Als nach dem Tode des Herzogs von Orleans etwas Windstille in diesem Sturme der Leidenschaften eingetreten war, scheute sich Eiselotte nicht, für einige Gnadenbeweise des Königs als ein Zeichen der von der Marquise ausgehenden Gesinnung ihr zu danken und sie ihrer unverbrüchlichen Freundschaft zu versichern. An ihrer Dankbarkeit, die nur mit dem Leben enden könne, möge man nicht zweifeln. „Alle Wohlthaten des Königs gelangen durch Sie an mich und bald wird meine Freundschaft der Ihnen

schuldigen Achtung gleichkommen.“ Liselotte, die eine Herrschaft über ihren eigenen Kopf der Maintenon verwies, kann sie wiederum um Rat-  
schlag und Belehrung bitten.

Wer vermag den Rätseln des Seelenlebens nachzugehen, die wir selbst im Ausdrucke der Briefe als des eigensten Bekenntnisses niemals ganz erklären können! Zwei grundverschiedene Naturen, die sich abstießen, hat die Geschichte an einem Platze nebeneinander gestellt. So viel aber kann auch der schlichteste Menschenkenner aus Liselottens Briefen entnehmen, daß es bei allen natürlichen Gegensätzen doch der Sonnenkönig ist, in dessen Licht und Schatten beide Frauen gehen. Erst der Schatten macht uns oft im Bilde die Linien deutlich.

Liselotte hat das Geständnis abgelegt, daß nur der Glaube, als habe die Maintenon ihr die Gnade des Königs entzogen, der Grund ihres Hasses gewesen sei. An Sophie hat sie geschrieben, daß nur der Liebe zum König ihr Haß gegen die Maintenon entsprungen sei. Wir wissen aus den Berichten aller dem Hofe Nahestehenden, aus den Briefen der Liselotte selbst, wie aufrichtig ihre Verehrung für den König war, den sie „zärtlich wie einen Vater liebte“. Trotz alles Unheiles, das ihrem eigenen Hause, wie wir sehen werden, von des Königs Politik widerfuhr, hat sie in ihm einen „guten und gerechten Herrn“ gesehen. Wie viele, konnte auch Liselotte sich dem Eindrucke dieses mächtigen Monarchen nicht entziehen,

dessen Erscheinung gerade ihren stark ausgeprägten Begriffen von „Grandeur“ sehr entsprach. Sie war von geradezu kindlichem Stolze erfüllt, an seinem Hofe etwas zu gelten, so ganz à la mode zu sein. Man kann den Wechsel ihrer Stimmung an dem jeweiligen Stande der königlichen Gunst bis in die feinsten Gemütsbewegungen hinein bemessen. Das Gefühl, durch eine Maintenon verdrängt zu sein, geht durch alle ihre Äußerungen. Aber sie bedenkt nicht, daß ihre starken Angriffe gegen die Ehe des Königs, ihr Kampf gegen die Verschwägerung mit seinem Bastardengeschlecht ihre Stellung zeitweise erschweren mußte. Nun sieht sie an der Seite des Königs eine Frau herrschen, die, von armer Herkunft, als einstige Lebensgefährtin eines Possendichters die höfische Welt regiert. „In einer chaise à porteur, so man auf vier Räder gesetzt hat, sieht man sie thronen, von vier Kerlen gezogen, während der König wie ein Lakai nebenhergeht.“ Eine Frau, die „ignorant und nichts als das Bürgerliche versteht“, läßt sich von Prinzen und Prinzessinnen an ihrer Tafel aufwarten, sich von der Dauphine wie von einer Kammermagd frisieren, nur um wenigstens eine Königin nachzumachen, die sie nicht hat werden können. So durchbricht sie alle Schranken des höfischen Lebens, sitzt mit ihren Damen auf Taburettten, wohin doch nur die Angehörigen des königlichen Hauses gehören. „Die ganze Welt ist, in den Augen der Eiselotte‘ verkehrt“. „Diese Zeit, sagt sie, ist different, von

der, da der König mich bitten kam, zu erlauben, daß Madame Scarron mit mir nur einmal essen möchte, nur um Monsieur de Maine, so noch ein Kind war, sein Essen zu schneiden.“

Alle diese Äußerungen sprechen deutlich: Eifersucht und Rangstolz sind hier die Grundtöne ihrer Stimmung.

Wie selten eine Frau ist sich Liselotte den Emporkömmlingen gegenüber ihrer Abstammung bewußt. An einem Hofe, wo eine bürgerliche Maintenon die Königin spielen will, der König selbst durch sein Machtwort seine eigenen Creaturen zu fürstlichem Stande emporhebt, zeigt die Herzogin von Orleans mehr als deutlich, daß sie, die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, nichts geringeres sei, als die sie umgebende Gesellschaft, welcher sie so gerne den Ehrentitel des Lumpengesindels verleiht. Diese Ducs haben nach ihrer Meinung nur Würde, keine Geburt, was sie sind, verdanken sie der Gnade des Königs. Das Gottesgnadentum steckt ihr stark im Blute: „Die deutschen Prinzen haben Gott zum Vater und zur Mutter, sie sind frei. Die emporgekommenen Vornehmen zu Versailles sind gemacht, wie man Paschas und Dezire macht. So ein lumpener Duc will einem Pfalzgrafen den Rang streitig machen!“ ruft sie einmal aus. Mit der „Grandeur“ am französischen Hofe, wo die princess du sang unebenbürtig heiraten, ist es nicht weit her. Grandeur ist nur bei den deutschen Fürsten, „denn sie haben keine Bürger zu Ver-

wandten und dienen nicht". Mit ihrem Gemahl muß sie sich über solche Dinge oft gezanzt haben, denn: „Mein Herr“, schreibt sie, „bild sich ein, daß kein Vergleichen mit ihm und einem Kurfürsten zu machen sei.“ Darum will sie ihre Tante vor jeder Zurücksetzung bewahrt wissen, in dem freudigen Gedanken, mit ihr auf der Reise nach Flandern ein Rendezvous zu haben. Sie forscht genau aus, ob man die Herzogin von Hannover auch mit einem Sauteuil beehren wird und allem nach ist sie über diese wichtige Frage des höfischen Zeremoniells mit ihrer Umgebung nicht einig geworden. „Stinkhoffärtig“, sagt sie, ist man hier. Es wird ein ganzer Plan ausgedacht, wie sie inkognito mit der Tante zusammentreffen und plaudern könne. „Will mich alsdann mit Euer Liebden und Uncle in einer Kammer einsperren, alwo ich nichts anders als die alte Liselotte begehre zu sein, womit Euer Liebden alles machen können, was Euer Liebden beliebt, denn ich bin und werde biß in todt Euer Liebden Leibeigen verbleiben und damit werden wir alles des verdrießlichen Gepränges quit sein.“ Liselotte will, wie sie oft bekennt, nicht viel von Zeremonie wissen und doch hält sie viel darauf, wenn ihre eigene Person dabei in Frage kommt und kann über einen Sitz vorn oder hinten im Wagen ernsthaft diskutieren. „Geburt ist vor nichts zu achten, wenn keine Tugend dabei ist,“ meint wohl Liselotte. Doch ist niemals über fürstliche „Mißheiraten“,



wenn sie gar in bürgerliche Kreise eingegriffen haben, so derb, so hart, ja man kann sagen, so brutal geurteilt worden, wie aus ihrem Munde. „Gott verzeihe mirs, ich glaube ich vergäbe einer Dame eher zehn Galants, als eine Misheirath!“ Der Hochmut der englischen Großmutter, die lieber von den Gnaden der niederländischen Staaten leben, mit fremden Mitteln Hof halten will, als nicht nach außen hin fürstlich sich zu zeigen, ist als Erbstück auch auf die Enkelin, wenn auch in andrer Form, übergegangen. Wie haßt sie das Eindringen der Unebenbürtigen in den fürstlichen Stand, das Vermengen des „Mäusebrotts mit dem Pfeffer“! Gerade die Tugend, welche sie rühmt, gilt bei der ehrenwerten Apothekerstochter Anne Lise gar wenig, da sie den Fürsten Leopold von Dessau zum Manne bekommen, der „ein altes Haus verschändet“. „Es kann einem verdrießen, daß so manche ehrliche Leute sterben und solch eine Bestia leben bleibt. Man sollte nur Apotheker von seinen Söhnen machen. Von einem solchen Kerl kann nichts gutes kommen. Ich hoffe, dieser kahle Fürst wird auf einem Mist mit seinem Apothekerzeug sterben.“

Und gar jene Eleonore d'Olbreuse, die Maitresse Georg Wilhelms von Celle, die sich glücklich geschätzt hätte, einen von Monsieurs Kammerdienern zu heiraten, als Herzogin an der Seite von Eiselottens Paten! Nun auch in Deutschland, wo „die Fürstengeschlechter bisher sich pur gehalten haben, alles verquackelt“ wie in Frankreich,

da kein Geschlecht mehr ist, „welches vier Ahnen von Vater und Mutter beweisen könnte!“ „Ich glaube, wer der Herzogin von Celle Genealogie recht nach der Wahrheit aufsetzen sollte, würde unser guter Pathe sich mit viel Handwerksleuten alliirt finden. Wenn wir so reich wären, als wir von gutem Haus sein, würden wir mehr baar Geld haben, als nun.“ Diese Dame, welche gleich der Maintenon den Ehrentitel einer „hochmüthigen Zott“ führt, hat ganz wie die französische Hexe große Pläne im Kopf, ihr Bastardengeschlecht mit altfürstlichem Blute zu mengen. Hätte gerne gesehen, wenn ihr „Bastardlein“ Sophie Dorothee, die spätere Herzogin von Ahlden, den Prinzen Georg von Dänemark geheiratet. Ja, ein „solches Stück Fleisch“ wagt es sogar in gleicher Weise auf der Herzogin Sophie Ältesten, den Prinzen Georg Ludwig, für ihre Tochter zu spekulieren, was nach Liselottens Anschauung „in den heiligen Geist gesündigt wäre“. Bekanntlich gelang diese Spekulation. Zu verletztem Stolze kommt zugleich die Eifersucht, daß diese unebenbürtige Frau Georg Wilhelms auch noch das Glück hat, in der Nähe der Sophie leben zu dürfen. „Dazu ist sie nicht geboren, wie ich bin,“ schreibt Liselotte, „und ich, die ich Euer Liebden über alles liebe, ehre und respectire, muß immer so weit von Euer Liebden sein, daß mein Schreiben Sie kaum erreichen können.“ Eine Eifersucht von rührender Treue! Es kamen wohl die Zeiten, da auch Liselotte durch ihre

Tante an diese Herzogin von Celle „etwas Schönes und Höfliches sagen läßt“, von ihrer Aufmerksamkeit einen Augenblick gerührt ist. Doch ein Vierteljahrhundert voll Erfahrung über Menschenwert und Menschenglück hat sie von der Anschauung nicht heilen können, daß Mesalliancen wie Krankheiten seien, „daß man sich mit solchen Verirrungen encanaillirt, im Umgang mit der unebenbürtigen Verwandtschaft unvermerkt ihre elenden und ignoblen Sentimenten annimmt“.

Nicht andern Grades ist in ihren Augen die Heirat ihres Sohnes mit „der malitiösesten Creatur der Welt, des Königs und der Montespan Tochter“. „Ließe mir nicht vorwerfen, in so was Infames consentirt zu haben, aus Flatterie und aus freiem Willen, denn das könnte ich mir selber nicht vergeben und das würde mein teutsches Herz und Geblüt, so ich immer noch verspüre, in Ewigkeit nicht zu gut halten.“

Solche Wirkungen mußte auch eine Gemeinschaft mit der Franziska d'Aubigné hervorbringen. Sie ist in Eiselottens Augen „der Mist, dessen Gestank der König riechen muß“. „Wenn der große Mann,“ schreibt sie an Sophie, „wollte, daß wir seinen Weihrauch halten sollten, so sollte er uns aufs wenigste goldene Weihrauchfässer geben, solchen aufzufassen.“

So blind und urteilslos sie in der Leidenschaft auch sein mag, in einem Punkte sah sie klar, daß die absolutistische Idee Ludwigs XIV., welche die Unterwerfung der Protestanten unter

seinen Willen verlangte, von der Maintenon unterstützt und gefördert war, wenn auch in anderm Sinne als Liselotte es ergründen konnte. Sie sah mit Recht in dieser Unterdrückung religiöser Freiheit den beginnenden wirtschaftlichen und sittlichen Ruin des Volkes. Sie fand mit ganz natürlichem Gefühle heraus, wie eine zum politischen System und zur gesellschaftlichen Übung gewordene Devotion die Wahrheit und Zuverlässigkeit aller Lebensbedingungen untergraben mußte, ohne zu wissen, daß im Jesuitismus, den sie bekämpfte, auch Frau von Maintenon durchaus nicht ihren religiösen und moralischen Bundesgenossen gehabt hat. Sie sieht mit vollem Recht in dieser Frau die Wächterin der kirchlich, oder wie sie es nennt, bigott gestimmten Ordnung. Inwieweit sie nach Liselottens Meinung das Amt einer Ketzerrichterin über diese gottesfürchtige Welt geführt, durch ein Regiment von Spionen über Reformierte und Jansenisten Nachrichten erhalten, sich sogar um die Einsetzung der Pfarrer gekümmert hat, dürfte schwer zu sagen sein. Wenn Liselotte aber meint, mit ein paar Millionen wäre das Schicksal der Verdammten abzuwenden gewesen, so versteht sie die Lage der Dinge falsch. Wahrheit und Phantasie mengen sich in ihrem Kopfe manchmal sehr lebendig durcheinander.

Aber auch nach der andern Seite kennt Liselotte die Gefahren der kirchlichen Politik, denn Frau von Maintenon schürt in der eigenen Kirche

so übereifrig das Feuer, daß seine Flammen auf das Haus zurückschlagen und zerstörend um sich greifen. In dem Streite gegen den Verfechter der gallikanischen Kirche, den Oratorianer Quesnel, dessen vielbegehrtes Erbauungsbuch: „Die Betrachtungen über das Neue Testament“ vom Erzbischof zu Paris, dem Kardinal Noailles approbiert, von Bossuet empfohlen war, steht die Marquise im Vordertreffen. Die Verdammungsbulle Clemens' XI. ist ihr Werk, ohne daß sie im Übereifer merkt, daß ihre Angriffe auch gegen den Ketzer Noailles sich richten, den sie als Mitkämpfer gegen die Herrschaft der Jesuiten über die Seele des Königs sich ausgewählt hat. In Unklarheiten und Widersprüchen, die einer verschiedenartigen Stellungnahme zum Willen der Kurie Raum geben, wirkt dieses Verdammungsinstrument zerstörend auf dem Boden der französischen Kirche. In Staat, Hof und Gesellschaft greifen diese Gegensätze ein. Vom kirchlichen Standpunkte hängt Einfluß, Stellung, Duldung und Leben ab. Es ist die rechte Luft, wo die Intrigue im Stillen wie das Unkraut wuchert, Wahrheit und Vertrauen von Lüge und scheuer Vorsicht, reiner Glaube von Heuchelei verdrängt wird, wo nach Lisselottens Meinung „die Falschheit regiert“. Wenn man jemand ins Unglück bringen will, muß man nur sagen: Er ist Hugenott oder Jansenist, so ist die Sache getan. Bigott zu sein, ist hier die große Mode und wer nicht auf den Schlag sein kann, hat nichts

zu hoffen. Die Heuchler lacht man nicht aus, sie lachen andere aus, so nicht sind wie sie, denn sie haben die Macht und Gewalt in den Händen, sie denken, die Gottesfurcht ist zu allen Dingen Nutz und hat die Verheißung von diesem und jenem Leben“. In dieser Luft ist Eiselotte nicht zu Hause. Eine grundverschiedene Lebens- und Weltanschauung trennt sie, die katholisch gewordene Tochter Karl Ludwigs, trotz Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten vom „Sonnenkönig und seinem verhaßten Schatten“.

Der kühl denkenden, jedes Wort abwägenden Frau von Maintenon, in deren Innerem das Gemütvolle kaum einen Platz hat, die alle ihre Gefühle in starker Zurückhaltung beherrscht, steht die in ihrem ganzen Wesen naturwüchsige Eiselotte gegenüber, die oft zügellos in der Leidenschaft weit mehr sagt, als überlegt. Das vornehme geistige Übergewicht der französischen Dame reizt in seinem vorsichtigen, vieldeutbaren und rätselhaften Ausdruck das leicht erregbare Temperament der Pfälzerin, die unklug, in derber Unschuld nur zu oft mit ihren innern Regungen auch ihre Schwächen bloßlegt und damit mehr als einmal den Triumph ihrer menschenkundigen überlegenen Gegnerin leicht macht. Manches treffendes, urteils sichereres Wort, manches kindliche Anschauung, oft auch die massive Sprache derber Empfindung sind in diesem Kampfe Eiselottens abwehrende Waffen.

So blieben die Gegensätze unüberwindlich.

Ob auch Windstille und Sturm, Krieg und Frieden im Lager der beiden merkwürdigen Frauen gewechselt, unauslöschlich blieb der Haß, für den in Eiselottens Herzen auch Frau von Maintenon kein Heilmittel gefunden hat. Lange hat die Herzogin warten müssen, bis ihr christlicher Wunsch, „den alten Teufel bersten zu sehen“, wenn auch ohne Geräusch, durch einen sanfteren Tod der Marquise im Jahre 1719 erfüllt ward.

„Ein Donnerwetter,“ meint aber Eiselotte doch, „habe die Krankheit der dreiundachtzigjährigen Frau einschlagen machen!“ „Die alte Schrump ist verreckt!“ ruft sie in gewiß nicht feinfühelndem Triumph aus.



### III.

**B**leibt uns auch Eiselotte auf diesem von Gegenströmungen unterwühlten Boden der Kirche den Beweis eines gegen sie persönlich gerichteten Angriffes der Maintenon schuldig, so genügen die starken Gegensätze religiöser Auffassung allein schon, um die bereits von andern Einflüssen gegen die herrschende Frau des Königreichs eingegebene Stimmung in den Grundlagen ihrer Wahrheit und Einbildung zu befestigen.

Um der Politik willen hat man Eiselotte ihren Glauben abschwören lassen. Sie selbst sagt, daß derselbe niemals sehr fest gewesen sei. Von dem, was durch ihre Erziehung, von religiösen und kirchlichen Begriffen ihr von Hause aus mitgegeben ward, konnte sie also nicht viel verlieren. Mit dogmatischen Fragen war ihre Jugend nicht geplagt worden, am wenigsten konnte sie bei ihrem Vater das Vorbild eines innerlich religiös überzeugten, geläuterten und kirchlich gefesteten Nachkommen der kalvinischen Pfälzer finden. Auch die Aussprüche ihrer Tante Sophie waren nicht geeignet, die Gefühls- und Gedankenwelt der



jugendlichen Pfälzerin in ein für sich abgegrenztes Glaubenssystem einzuzwängen. Starke Devotion war damals weder nach pfälzischem noch hannöverschem Schlag. Der in einem umfangreichen Briefwechsel zeitlebens fortwirkende Einfluß der Sophie ist ein auffallend starker. Vieles nahm von dieser geistreichen Freundin eines Leibniz auch Eiselotte auf, alle ihre Aussprüche und Urtheile in heiligem Ernste und harmlosem Scherze kann man auf ihre Quelle nach Hannover verfolgen. Einem tieferen Eindringen in die Geheimnisse der Welt, in die dunkeln Fragen religiösen Lebens, in die Grenzen des Erkennens stand sie ferne. Die Metaphysik war ein unbekanntes Reich für sie. „Von unités und nichts,“ sagt sie einmal, „kann ich nicht raisonniren, denn ich begreife nichts davon.“

Was ihrem Kindesherzen die gute Frau von Harling von schönen Sprüchen, Versen, Liedern und Gebeten eingeprägt, war ihr geblieben. Unter den Eindrücken ihres Lebens und seiner mannigfachen Erfahrung hat sie nur die heilige Schrift als ihren Wegweiser festgehalten und sich sonst, wie der Engländer Fielding, „ihr bißchen Religion apart für sich zurechtgemacht“. Es ist ein einfacher schlichter Christenglaube, der sich dem lieben Hergott ergibt, ohne viel Gebet und Kirche seinen Willen erfüllt, in guten Werken sich äußert und sonst den geraden Weg im Leben geht. „Glaube und gute Werke müssen allezeit beisammen sein, weilien die guten Werke die

Früchte des Glaubens sein.“ Wer gar nichts glaubt und christlich lebt, wird nach ihrer Auffassung eher selig, als wer alles glaubt und ein Tyrann ist. „So hoffe ich, weilen ich Gott treulich anrufe, mein Bestes thue, nach seinen Geboten zu leben und ihm ohne Aberglaube zu dienen, daß nach vielen Trübsalen, so er mir in diesem Leben zugeschiedt, meine Sünde genung hat büßen machen und das Vertrauen, so ich habe auf das Verdienst unsers Herrn Jesu Christi mich nach diesem Leben in Himmel bringen wird, bin also weder vor dieser noch vor jener Welt in Sorgen.“ Sie ist überzeugt, „daß die rechte Religion die ist, so ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gottes Wort hört; das übrige sind nur Pfaffengeschwätz. In welcher Religion es auch sein mag, man kann allein durch die Werke von rechtem Glauben judiciren.“

So sehr Eiselotte stets rāsonieren, ihrem Denken keine Schranke anlegen lassen will, so macht sie doch vor Gott als dem Unbegreiflichen Halt. „Gott zu admiriren und zu estimiren durch sein Werk, das kann man schwerlich lassen, sobald man nur nachdenkt, aber Gott zu begreifen, das komm mir nicht zu. Gott der allmächtige, ist so unbegreiflich, daß es seiner Allmacht zuwider und kleinlich ist, wenn wir ihn in den Schranken unserer Ordre wollen einschließen“. Um ihn ehren zu können, sind die Menschen zu schwach und zu gering. „Nach unserer Art zu reden müssen wir unserm Hergott wohl Menschenentugenden

geben, also kann man sagen, daß alles Gute und Böse zu Gottes Ehre gereicht, denn wie er die Bösen straft, so gegen ihn sündigen, daraus entsteht seine Gerechtigkeit, was Gutes geschieht kommt von ihm und erweist seine Güte.“

Wenn aber das Ewige und Himmlische so schwer zu verstehen ist, so ist es auch nur eine Gnade Gottes, wenn der Allmächtige uns erleuchtet, das Himmlische zu verstehen, um die Seligkeit dazu zu erlangen. Liselotte ist durchaus deterministisch. „In den Rathschlüssen Gottes liegt alle Zukunft, er hat die Geschicke der Menschen in der Hand, er hat alles wie an Ketten gehängt. Weil wir seine Geschöpfe sind, müssen wir wohl zu ihm bitten, ihn loben, ihm danken, aber das Beten kann an einem ewigen Rathschluß nichts ändern. Man ergibt sich in den Willen Gottes und hofft auf Christi Verdienst, der uns nach diesem Leben in den Himmel bringen wird. An diesen göttlichen Rathschluß ist auch unser Wille gebunden. „So stark unsere Eigenliebe auch sein mag, welche uns allein kann glauben machen, daß wir einen eigenen Willen haben, so finden wir doch so manchmal in unserm Leben, daß etwas anders als unser Wille uns treibt und regiert, daß wir nichts thun, als was längst vorgeesehen war, was wir thun sollen.“ Ihr ganzes Empfinden, alle ihre Lebensäußerungen stehen unter diesem Willen Gottes. „Geht mirs nach meinem Gefallen, bin ich lustig, kommen mir Verdrießlichkeiten, bin ich unlustig, bis es vorbei ist.“ Über das

Verhängnis täuscht auch kein Horoskop hinaus, das nur gut ist „ohne Glauben sich damit wie mit einem Spiel zu amüsieren, denn es divertirt wohl, wenn man die Nas hineinsteckt.“ Bei diesem Gedanken über die ewige Bestimmung kommt ihr das ganze Menschenleben wie ein Marionettentheater vor, „denn man macht uns gehen hier und daher, allerhand Personage spielen und darauf fallen wir auf einmal um und das Spiel ist aus“. Der Tod ist der Policinell, der einem jeden seinen Stoß gibt und ihn von der Bühne verschwinden läßt. „So lange man darauf steht, muß mans so gut machen, als man kann, das übrige der Barmherzigkeit Gottes überlassen.“

Wenn aber nach dieser ewigen Bestimmung auch die Erkenntnis des Überirdischen nur eine Gnade des unbegreiflichen Gottes ist, dann hat der Mensch kein Recht eine Regel zu machen, nach der man selig werden kann oder nicht. „Ich habe nicht Vanität genug, um mir jemalen einzubilden, daß mich Gott der Allmächtige in diese Welt gesandt hat, um aller Seelen Richter zu sein und zu wissen wer selig werden kann oder nicht.“ Auf diesem Eingriff in die Entscheidungen Gottes ruht das Unglück aller Zeiten, die Zwietracht, der Haß unter den Konfessionen, um so unbegreiflicher, da es sich um unsichtbare Güter handelt. „Wollte Gott,“ sagt Eiselotte, „wir wüßten so gewiß, warum sich die drei christlichen Religionen zanken, als man gewiß

weiß, warum sich die Hunde beißen. Denn ordinarie ist es ums Essen zu thun bei ihnen. Daß sich die christlichen Religionen aber zanken ist um Freuden zu genießen, so kein Aug gesehen, kein Ohr gehört und nie in keines Menschen Herz kommen ist. Das ist schwer zu begreifen.“

Mit natürlicher vernünftiger Toleranz steht die Tochter Karl Ludwigs, der in den vier Wänden seines Eintrachttempels eine ganze geschichtliche Entwicklung zu überwinden glaubte, über den Konfessionen. Ein ausgeprägter Konfessionalismus ist ihr fremd. „Wenn ich die Wahrheit sagen sollte, so bin ich, wie Apostel Paulus sagt, weder apollinisch noch paulinisch, noch kephäisch, weder reformirt, noch katholisch oder lutherisch, sondern ich werde so viel wie möglich ist, eine rechte Christin sein und darauf leben und sterben.“

„Der Glaubens Grund ist bei allen christlichen Religionen derselbe“, die Katholischen haben ihn so gut wie die andern. Der Unterschied des Glaubens bei Lutheranern und Katholiken ist nach ihrer Meinung so gering, „daß es gar nicht der Mühe werth ist darüber zu disputiren“.

„Glaubt mir,“ schreibt sie an die uns noch näher tretende Raugräfin Luise, ihre Stiefschwester, „der Unterschied der Christenreligionen besteht nur in Pfaffengezänk, so, welche sie auch sein mögen, Katholische, Reformirte oder Lutherische haben alle Ambition und wollen alle Christen

einander wegen der Religion haßen machen, damit man ihrer vonnöthen haben mag und sie über die Menschen regieren mögen. Aber wahre Christen, so Gott die Gnade gethan ihn und die Tugend zu lieben, kehren sich an das Pfaffengezänk nicht, sie folgen Gottes Wort, so gut sie es verstehen mögen und der Ordnung der Kirchen, in welcher sie sich finden, lassen das Gezänk den Pfaffen, den Aberglauben dem Pöpel und dienen in ihrem Herzen und suchen niemand Ärgernuß zu geben.“ In Religionsfachen zu zanken ist wider den heiligen Geist, „denn er ist der Geist der Liebe und des Friedens, kann also unmöglich Zank und Hader anrichten.“ „Auch Luther ist gewesen wie alle Geistlichen in der Welt, so alle gern Meister sein wollen und regieren,“ hätte nach ihrer Überzeugung besser getan „keine aparte Kirche zu machen an das gemeine Beste der Christenheit gedacht, sich mit Widerlegung einiger päpstlicher Irrtümer zufrieden gegeben und so viel mehr guts ausrichten können“. Nicht unberührt von den Gedanken einer Vereinigung der Kirchen, womit ihr Vater ohne tiefere religiöse Überzeugung spielte, worüber auch Sophie ihre Meinung in einem regen Briefverkehr mit Liselotte austauschte, stand sie doch auch dieser Bewegung mit starkem Mißtrauen gegenüber und hätte mit einem dauernden Frieden allein sich schon begnügt.

Während ihre Tante, die Äbtissin von Herford, um die Rätsel der Welt sich abmüht, den

wahren Weg zur Glückseligkeit vergeblich sucht, Sophie von Hannover mit Geist und Witz sich ihre Anschauung zurecht macht, läßt sich auch Eiselotte mit dem Unbegreiflichen die Lebensfreude nicht verderben, begnügt sich damit auch die Rätsel des Jenseits dem lieben Herrgott zu überlassen.

Nur das Sinnliche ist für Eiselotte faßbar. In naiver, natürlicher Weise versucht sie, so weit es geht, auch die Frage der Unsterblichkeit und des Lebens nach dem Tode sich verständlich zu machen, bleibt aber schließlich in voller Skepsis hängen.

In ihrer Nähe lebte ein alter gläubiger Freund, ihr ehemaliger Stallmeister oder Hofmeister aus der Heidelberger Zeit, Etienne Polier. Als Angehöriger einer alten Emigrantenfamilie war er in pfälzische Dienste gekommen und wußte sich in seiner Stellung am Hofe Karl Ludwigs die dauernde Liebe und Freundschaft der jungen Eiselotte zu erwerben. Er hatte, wie sie selbst bekennt, „seine Hofmeisterstelle redlich verrichtet“. Seine Persönlichkeit machte auf die Prinzessin einen tiefen Eindruck als das pädagogische Handwerk der Jungfer Kolb, die nie recht ernst von ihrem Zögling genommen worden ist. Polier war Eiselotte nach Frankreich gefolgt; nicht durch einen bestimmten Dienst, wohl aber durch Liebe und Vertrauen blieb er mit ihr verbunden, in dieser fremden Welt eine der wenigen treuen Seelen. Alle Sorge und Be-

kümmernis hat sie dem alten Freunde anvertraut und Trost und Rat bei ihm gefunden. Ein gläubiger, kirchlicher, frommer Mann, von festem Charakter, innerem abgeklärten Wesen, erschien er Liselotte als einer von den wenigen, an denen die Gnade Gottes ihre Wunder getan hat. So wandelte er bis ins hohe Alter von 91 Jahren in Gottesfurcht, ohne viel davon zu reden, auf den rechten Wegen eines Christen, wie ihn Liselotte sich dachte, in die Welt des Glaubens versenkt und doch allezeit lustig dabei. In den Tagen, da ein persönlicher Verkehr zwischen beiden seltener ward, trat ein reger Briefwechsel an seine Stelle, der in seinem ernstestem Gehalt von allem, was Liselotte sonst geschrieben hat, in vornehmer Weise absticht. Von dem hannöversischen und pfälzischen Tone, in dem man sich in oft recht flacher Weise gegenseitig lachen machte, auch religiöse Fragen mit Histörchen amüsanter Art zu würzen glaubte, ist hier nichts zum merken. Liselotte schwieg vor einem Manne, der ehrfurchtgebietend, „wie ein echter heiliger“, vor ihr stand. Nur die Briefe der Herzogin sind uns aus diesem Verkehre erhalten. Mehr als sonst wird die Frage von Tod und Unsterblichkeit behandelt. Trotz alles Ernstes kommt aber Liselotte aus Zweifel und Unglaube nicht hinaus. Unfaßlich erscheint ihr diese ganze übersinnliche, unsichtbare Welt. Verständnislos steht sie der tiefinnerlichen kontemplativen Natur Poliers gegenüber und macht kein Hehl daraus



von dem, was unmöglich in ihrer Gedankenwelt Aufnahme finden kann. Über das Leben nach dem Tode hat ihr des Mercurius van Helmont Buch über die Metempsychose zu denken gegeben, welches lehrt, daß die Seelen der Verstorbenen in die Leiber der Neugeborenen hinüber wandern. Aber die Seele und ihr Leben ist für Eiselotte eben das Unfaßbare. In ihrem Streben nach Erkenntnis nur von sinnlichen Eindrücken geleitet, macht sie sich die merkwürdigsten Vorstellungen von diesen Seelenwandlungen, deren praktischen Wert sie, schließlich von Leibniz beeinflusst, auch auf ihre geliebten Hündchen anwendet. „Nach meinem schlechten Sinn zu raisonniren,“ sagt sie, „sollte ich eher glauben, daß alles zu Grunde geht, wenn wir sterben und jedes Element, wovon wir worden, seine Parthie wieder zu sich nimmt, um wieder was anders zu machen, es sei ein Baum oder Kraut oder sonst was, das wieder zur Ernährung der lebendigen Creatur dient.“

Auch in diesen Fragen bewegt sich Eiselottens Denken nur in Kontroversen, doch ihren nur glaubbaren, nicht aber begreifbaren Gott will sie nicht in einer allgemeinen Naturkraft aufgehen lassen. Man fühlt, wie sie, die fleißige Bibelleserin, sich bemüht, einen festen Glaubensgrund für ihr Dasein zu schaffen und immer wieder Scheu trägt, zu einer reinen Naturbetrachtung sich zu erheben und dem christlichen Gotte seine Herrschaft über die Materie zu nehmen, „deren

Lebenssaamen die Natur erhält und wieder zu Grunde führt“. Ihre Tante, die Philosophin von Herrenhausen, pflegte „die Dame Natur die bessere Hälfte Gottes“ zu nennen. Liselotte hat vielleicht auch diese Lehre von Hannover herübergenommen, aber nicht so geistreich verdauen können, und schließlich den Prozeß des ewigen Lebens, wie alle ihre Zweifel der Gnade Gottes anheimgegeben, „die allein die Macht hat, auch die Seele unsterblich zu machen“.

Auch das Leben im Jenseits macht ihr darum wenig Sorge. Eine Sehnsucht dorthin kennt sie auch in den Leiden des irdischen Daseins nicht. „Die Störche wissen in welch Land sie ziehen, aber wir armen Menschen wissen nur, wo wir sein, also gar kein Wunder, daß wir nicht so groß Empressement und Eil haben wegzuziehen, als die Störche.“ Den glückseligen „Vorgeschmack des ewigen Lebens“, den ihr verstorbener Bruder noch auf der Erde empfunden, kann sie nicht teilen, da ihr stark ausgeprägtes sinnliches Wahrnehmen von einer unsichtbaren Welt sich keine Vorstellung machen kann, „denn Niemand ist jemalen aus jener Welt kommen, um zu sagen, wie es dorten ist“. „Ich bin so groß,“ sagt sie, „daß ich gestehen muß, daß ich ohne mein Sinnen nichts Angenehmes begreifen kann, und es will mir nicht in den Kopf, wie ich ohne meine Augen was schön sehen, noch ohne meine Ohren was Angenehmes hören, noch ohne Kopf denken, und das hindert sehr meine Freude zum Sterben.“

Um alle wiederzusehen, so man verloren hat, dazu ist nach Eiselottens Glauben „nicht die geringste Apparentz“. Da sie sich ein solches Wiedersehen nur sinnlich vorstellen kann, so findet sie im Jenseits doch immer wieder ein Stück der diesseitigen Welt mit Freuden und Leiden, das Wiedererkennen wäre darum nur ein zweifelhaftes Glück, man müßte von dieser Welt immer wieder erfahren, sich für Gutes und Böses interessieren, also weder im Himmel völlig glücklich, noch in der Hölle völlig verdammt sein können. Wohl könnte es auch geschehen, daß Personen, die man liebt, vielleicht gar nicht die Seligkeit erlangen. Was für ein Herzeleid müßte man bei dem Gedanken empfinden, sich im Jenseits nicht wiederzuerkennen! Aus alledem schließt Eiselotte, daß jene himmlische Welt etwas ganz anders sein müsse, als diese irdische. Man wird nichts mehr erkennen, als den lieben Gott, also auch der Anblick des Todes uns nicht trösten über den Verlust unserer Angehörigen. Die himmlische Seligkeit aber, in welche ihr Freund Polier, schon auf dieser Erde wandelnd, versenkt ist, für die er in Überwindung aller weltlichen Freuden und Leiden Eiselotte zu erziehen sucht, hat für sie nicht einen so hohen Wert, daß man im Angesicht des Todes besonders froh sein könnte. „Auch der Pfarrer wird es uns abschlagen, wenn man ihm beim Wort nehmen könnte ins Jenseits zu gehen.“ Der Tod ist für Eiselotte eine „erschreckliche Extremität, um Ruhe zu finden“.

Man braucht ihn nicht zu fürchten. „Daß, wenns ans Sterben kommt, man seine Parthie nimmt und sich eben nicht närrisch stellt“, das kann sie begreifen.

Wie Liselotte sich in die übersinnliche Welt nicht hineinzudenken vermag, so gibt es für sie außer dem lieben Gott keine Autorität, die uns das Unsichtbare begreifen zu machen imstande wäre. Einen menschlichen Vermittler zwischen sich und dem Ewigen will sie nicht anerkennen. Gottes Wort, das in der Bibel steht, gibt ihr die Richtschnur des christlichen Handelns, sie nimmt auf, was ihr verständlich ist. Über die Wunder grübelt sie nicht nach, die als Gleichnisse und Parabeln in ihrem tiefen innern moralischen Gehalt ihren religiösen Bedürfnissen genügen. Nur das Wunder von Bileams Eselin wird ihrem Zweifel erst beim Anblick des Père La Chaise, des königlichen Beichtvaters „mit seinen langen Ohren“ verständlich. Ohne Kirche und Pfarrer, allein im Gebet und Gesang, könnte sie im Verkehre mit Gott bleiben. Sie will nichts anders als ihn „admiriren“. Darum hat sie für einen Priesterstand, der uns die Seligkeit zu vermitteln berufen ist, nicht viel übrig, weil sie von seiner Unfähigkeit, uns das Übersinnliche verständlich zu machen, ebenso überzeugt ist, wie von ihrem eigenen Unvermögen jene Welt zu begreifen.

Prediger waren nach ihrer Meinung gut, da die Leute noch ignorant waren im Christentum,

nun da man weiß, was man wissen soll, sind sie unnötig. Ihre Abneigung gegen die Predigt muß ein Erbstück ihres Vaters sein, der kein Freund derselben war, sonst aber auf die schlechten Prädikanten ein scharfes Auge hatte und die Anordnung gab, die Predigten „kurz und nervos zu halten“, alles Salbungsvolle und die „comödiantenhaften Gestus“, wie auch den „Gallimathias“ haßte, und persönlich manch scharfen Verweis erteilte.

Predigten wirkten auf Liselotte nicht allein durch den Ton, sondern auch das Moralisiren einschläfernd wie „ein Opium“. „Es gibt so einen sanften Schlaf und mich deucht, man schläft besser in der Predigt, als im Bett“, schreibt sie an Sophie. Bei „sanftem Wetter“, wenn ein Regen in der Luft hängt, hat sie schon das frohe Dorgefühl, mit einem braven Schlaf über die Länge der Predigt hinauszukommen. Wenn sie infolge starken Hustens schlaflose Nächte gehabt, braucht sie nur, wie die Alten den Tempel des Äskulap, so die Kirche aufzusuchen, um sich durch eine Predigt gesund schlafen zu lassen. Sie muß mit den Prädikanten schlechte Erfahrung gemacht haben, daß keiner von ihnen sie von diesem auch in Heidelberg und Hannover eingeseffenen Erbübel kurieren konnte, nur der König auch hier mit seiner Machtvollkommenheit eingreifen und mit einem kräftigen Stoße des Ellbogens der neben ihm sitzenden, tief eingeschlummerten Frau Schwägerin Augen und Ohren wieder öffnen mußte. Als



Elisabeth Charlotte.  
Medaillonbildnis im Nationalmuseum zu München.

ihr bei höherem Alter immer lauter auch das Schnarchen ankam, ward die Sache doch so bedenklich, daß sie sich von einem Sitze unter der Kanzel und schließlich auch von der ihr besonders gefährlichen Nachmittagspredigt dispensieren durfte. „Ich glaube aber,“ meint Eiselotte, „daß der Teufel wenig daran denkt, ob ich in der Kirche schlaf oder nicht, denn Schlafen ist eine indifferente Sache, welche keine Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit ist. Wir sehen wenig Prediger, so die Kunst haben, unsere Passionen zu dämpfen, seind sie stark, so werden sie unser Meister, seind sie schwach, so werden wir Meister, aber die Herrn Prädicanten thun nichts davon noch dazu, sie seind Menschen, eben wie wir und haben genung mit sich selber zu thun.“ So sind ihr die Prediger „ordinari nicht sehr zeitvertreiblich,“ „die reformierten Pfarrer bringen nicht viel zu lachen,“ der schönen Predigten aber hält sie sich für unwürdig, denn unverbesserlich blieb sie auch ihnen gegenüber im Erblafer des Schlafes.

Es ist keine tiefe Auffassung des hohen Berufes, der auf der Kanzel das Wort ergreift, aber ehrlich und harmlos. Das Späßen und Scherzen über religiöse und kirchliche Dinge, besonders da, wo ein tieferes Verständnis ihr versagt blieb, war Eiselottens Natur eigen. Der Leser ihrer Briefe wird diesem Zuge überall begegnen, doch ihn nicht hart beurteilen dürfen, wenn er das fröhliche, aufgeweckte Volk der

Pfalz kennt. Eiselottens Humor auch in diesen ernstesten Dingen war so gut im Heidelberger Schlosse zu Hause, wie er im brieflichen Verkehre mit Sophie von Hannover stets neue Nahrung und Anregung gefunden hat. Er ist ein Erbstück aus der alten Heimat, wo unter dem Segen des Himmels, der auf diesen Boden seit Jahrhunderten niederströmt, fröhliche Menschen gedeihen, die Lebensauffassung mehr nach der schönen Außenwelt als nach der innern gerichtet ist und der liebe Herrgott eher vergessen wird, als im harten Kampfe um das armselige Dasein in Sorge und Not. Die Lebenslust ist stärker, als die Abkehr von der Welt und die Sorge um das Heil der Seele. Kontemplative Naturen sind die Pfälzer auch zu Eiselottens Zeiten nicht gewesen. Daß ihr der Ausdruck einer „fröhlichen Christin“ unter den trüben Erfahrungen ihres langen Lebens nicht verloren gegangen ist, zeigt eben, wie stark ihre Herkunft nachwirkte. Im siebenzehnten Jahrhundert war diese bis zum Indifferentismus gesteigerte leichtere Auffassung des religiösen und kirchlichen Lebens nur eine Reaktion gegen den dogmatischen Eifer der Vorfahren mit all seinem Unheil, was er gebracht. Man hatte jetzt die unseligen Folgen der Religionskämpfe am eigenen Leibe verspürt. In dem Drange nach Überwindung der Gegensätze verlor man oft die Richtung und den Boden, auf dem man festgewurzelt schien. Man sagte gar viel, was man selber nicht glaubte, nur um sich frei zu fühlen und frei zu scheinen.



Wer am meisten über die Geheimnisse des Glaubens sich amüßierte, war noch lange nicht der Gottloseste. Aber alles ist bei Liselotte ohne Arg und ohne verletzende Art, der Kern einer aufrichtigen, natürlichen Frömmigkeit ist davon unberührt. Sie gesteht, daß es besser und billiger sei, „nie als mit Respect und Submission von Himmel und Religion zu reden“. „Allein ich glaube, wenn nur aus lustigem Humor und nicht aus Bosheit oder Verachtung der Religion einem einige Verriererei entföhrt, daß es eben keine Todsünde ist und daß es schier übler gethan ist, Medissance von seinem Nächsten zu sagen, als mit Religionsfachen Possen zu treiben. Denn wenn man mit Religionsfachen Possen treibt und man machts zu grob, ist es nur schlimm vor sich selber, was aber den Nächsten betrifft, das giebt Impression, man glaubt und nimmt dem Nächsten die Ehre, welches doch in allen Religionen verboten ist.“

Wohl ohne Prediger, nicht aber ohne das Singen kann sich Liselotte die Kirche denken. Es sind die alten Kirchenlieder und Psalmen, die sie meint und die ihr noch lebendig im Gedächtnisse haften. Sie singt, wenn sie allein ist in der Kammer oder draußen im freien Feld. Oft tönt aus der Kutsche heraus ihr fröhliches, geistliches Lied. Der reformierte Freskomaler Jacques Rousseau hört sie den sechsten Psalm singen, während er in einem der königlichen Schlösser an seinen Landschaften sitzt, eilt, vom

Geiste seiner Kirche ergriffen, vom Gerüste herab, um der Herzogin zu Füßen zu fallen. Doktor Luther weiß sie darum Dank, daß er so hübsche Lieder gemacht habe, „ich glaube, daß dies vielen Lust gegeben hat, lutherisch zu werden, denn das hat etwas lustiges, aber die Misterien mit ihrer Contemplation wären meine Sache nicht“. Nichts ist ihr fremder, als ein Versenken in göttliche Betrachtung, wie es jetzt die Quietisten im Stile Fénelons und der Madame Guyon machen, „die beständig Gott lieben und kämen sie gleich in die ewige Verdammniß“. So wenig sie einen Geistlichen braucht, der ihre Seele leitet, so wenig hat sie auch, von der Bibel, abgesehen, religiöse Bücher, nötig. „Alle Bücher von Religionsfachen kommen mir langweilig vor.“ Es ist bezeichnend, daß sie außer der Bibel keine Andachtsbücher benutzt, sondern alle ihre Gebete sich selber macht, eine durchaus selbständige Natur, die auch ihren Umgang mit Gott ganz ihrem „Humore“ sich anpaßt. Ein Christentum, dessen Wert nach ihrer Auffassung vor allem im guten Handeln auf den geraden Wegen des Lebens besteht, meidet darum auch das Übermaß des „Geistlichen“ in der Unterhaltung, wie es in religiös und kirchlich gestimmten Zeiten besonders stark hervorzutreten pflegt. „Ich glaube nicht, daß unser Herrgott von dem Christen erfordert, an nichts als geistliche Sachen zu denken, denn sonst hätte er uns nicht die Liebe des Nächsten so sehr

empfohlen. Denn weil uns der Allmächtige in diese Welt gesetzt hat zu seiner Ehr und des Nächsten Nuß, ist es nöthig Alles zu hören, um dadurch vor Beides Anlaß zu bekommen, also daß wer von nichts als geistlichen Sachen hören wollte, wäre es eine unnöthige Bigotterie."

Wie ihr ganzes inneres Leben, überläßt sie auch ihr stilles Sündenbekenntnis gerne ohne Vermittelung dem lieben Gott. Eine Büsserin, die um ihr Seelenheil schon in dieser Welt sich Gedanken macht, im ernstesten Ringen mit sich selbst, die Wege zum Himmel sich zu ebnen versucht, ist Eiselotte niemals gewesen. „Wenn wir keine andere Betrübniß hätten, wie unsre Sünde, meint sie, „wäre es gar lustig. Wegen meiner Sünden habe ich mein Leben lang nicht weinen können.“

Mit diesen Gedanken über Religion und Kirche, Zeit und Ewigkeit lebt nun die katholisch gewordene Eiselotte in einer Umgebung, die von kirchlicher Strenge beherrscht ist. So wenig auch vom schwachen dogmatischen Protestantismus ihrer Erziehung geblieben ist, so stark und unüberwindlich steht ihre Anschauung im Gegensatz zu einem Glauben, den ihr ein politischer Machtanspruch aufgezwungen hat. Trotz Erfüllung der äußeren kirchlichen Pflichten, bleibt sie mit ihrer nüchternen Auffassung alles Übersinnlichen einem Kultus gegenüber fremd, der seit Jahrhunderten das Unsichtbare, Geheimnisvolle des religiösen Lebens, überreich an schönen Ausdrucksformen,

den gläubigen Gemütern zuführt. In ihrer Abneigung gegen alle äußeren religiösen Formen und Kennzeichen ging sie so weit, daß sie selbst das Kreuz nicht leiden konnte und sie sich darüber aufhielt, wenn die fromme Raugräfin Luise, als reformierte Christin, solch ein Sinnbild auf der Brust trug.

Unfähig, sich mit Hilfe dieser äußeren Mittel die überfinnliche Welt in einem starken Glauben zu eigen zu machen, sieht sie nur inhaltslose Formen. „Salut, Predigt und Messe,“ sagt sie einmal, „mögen wohl gut sein für jene Welt, in dieser Welt sind sie bitter langweilig. Ich bin gar natürlich, als daß alle Grimassen in der katholischen Kirche mir gefallen können.“ Katholiken sind ihr zu streng, wollen nur Furcht und keinen Trost machen. Die Wege zum Himmel sind freilich für Liselotte hier nicht so bequem, als sie diese in ihrem einfachen Verkehre mit Gott sich eingerichtet hat. Das viele Beten und Kirchgehen, vor allem die strengen Forderungen des Bußsakramentes waren darum nicht nach ihrem Geschmack. Auch hier liebt sie alles kurz, wie die Predigt. „Wenn ich keine große Messe habe, bin ich mit meiner Andacht bald fertig, denn ich habe einen Capellan, der mir in einer Viertelstunde die Meß expedirt, das ist so mein Sach.“ „Kurze Gebete, lange Bratwürste,“ pflegte die lustige Pfälzerin zu sagen. Da sie sich mit dem Jenseits in ihrer Skepsis und ihrem aufrichtigen Vertrauen zu den gerechten Entschei-

dungen ihres Gottes schon abgefunden hat, so kann sie sich auch mit der kirchlichen Hilfe zur Erlangung des Himmels wie zur Rettung aus der Hölle nicht befreunden.

In drastigen Zügen hat sie uns ihre Langesweile während des Gottesdienstes geschildert, wo sie ganz nach Art der Sophie ein geistliches Buch während der Messe liest. Manchmal kommt auch ein weltliches dazwischen, wenn ihre Gedankenwelt gar nicht für das Geistliche gestimmt ist. Bei den Prozessionen hat sie mehr auf die schönen Tapeten acht und auf sich selber, damit sie auf dem grünen Teppich des festlich geschmückten Bodens nicht ausgleite, als daß sie in den Gang der heiligen Handlung versenkt wäre. So glaubensschwach war und blieb Liselotte. „Ohne raisonniren zu glauben“ ging ihr ebensowenig in den Kopf, als sie mit Maccioni, dem Bischof von Marokko und Generalvikar für Hannover, sich verständigen konnte, „daß unser Herrgott den Glauben so schwer gemacht, damit man desto größere Meriten hätte, alles zu glauben, um den Himmel zu gewinnen“. Aber das „Raisonniren“ wollte sich Liselotte nicht nehmen lassen. „Mich deucht,“ sagt sie, „der Verstand ist wie ein Messer, wenn er nicht durch Raisonniren gewetzt wird, wird man stumpf und dumm.“

Nach Frankreich gekommen, ist sie mit vielen hohen Würdenträgern bekannt worden, allen damaligen Führern des religiösen und kirchlichen

Frankreich nahe getreten. Sie sollte in diesem Umgang in ihrem Glauben gestärkt werden. „Ich hatte aber Mühe,“ erzählt sie uns, „zu sehen, wo der katholische Glaube war. In general brachte man die Sache zwar gleich vor, in der Auffassung aber war kein einziger, der die Sach wie der andere glaubte.“ Sie lachte wohl darüber und wäre irre geworden, wenn sie nicht schon „ihr bischen Religion“ mit Ungewißheit und Zweifel in Einklang gebracht hätte. Sie sah den Streit zwischen Fénelon und Bossuet entbrennen, hörte von Quesnels Verdammung, fühlte in inniger Teilnahme mit den verfolgten Reformierten, die ihr Vaterland verließen oder auf den Galeeren ihre Überzeugung büßen mußten und hatte bei aller Beschränktheit ihrer Theologie doch den klaren Blick, wie unter diesem Streit das gläubige Volk den meisten Schaden litt. „Daß alle eines Glaubens sein könnten, wenn sie nur Gott lieben, dem Nächsten nichts zu leide thun und der guten Werke sich besleißigen wollten,“ ward ihr zum freudigen, offenen Bekenntnis. Mit ihren Beichtvätern lag sie daher in ständigem Streite bei aller persönlichen Freundschaft. „Daß sie keinen docilen Geist habe“, beklagt ihr Beichtvater Signières, mit dem sie wegen seines Glaubens an Geister, Gespenster und hegen ihre unschuldigen Späße trieb, ernsthaft ins Gericht ging, wenn er von Verdammung der Reformierten sprach, dem sie, wenn es nötig war, auch „blatt herausgestand“,

daß sie zu alt sei, „um einfältige Sachen zu glauben“. Über Reliquiendienst und Heiligenverehrung gab es die lebhaftesten und schärfsten Auseinandersetzungen, die schließlich mit dem friedlichen Kompromisse endigten, daß Eiselotte wenigstens das, was sie übel fände, nicht tadeln, am besten über religiöse Dinge künstlich gar nicht reden sollte.

Trotz dieser starken Widersprüche ist Eiselotte von durchaus toleranter Gesinnung. Sie hat niemals daran gedacht oder auch den Wunsch geäußert, andere zu ihrer Meinung zu bekehren. Was sie von ihrer Umgebung abstößt, ist gerade das gewaltsame Vorgehen gegen Recht und Überzeugung. Ihr Eintreten für alle religiös Verfolgten, ob es Jansenisten oder Reformierte sind, entspringt dem aufrichtigen Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl. „Wenn man die Leute so tractirt hätte, wie ich habe katholisch sollen werden, würde ich es mein Leben nicht geworden sein“, schreibt sie unter diesen Eindrücken. Das Aufgehen des religiösen Lebens in einem politischen Zwang, das Vordringliche und Alleinmaßgebliche der Frömmigkeit, da die Gottesfurcht zur Profession wird und alles sich mit dem Mantel der Devotion bedeckt, widerspricht ihrer Auffassung der vollen Bekenntnisfreiheit. „Ich kann nicht leiden,“ sagt sie, „wenn Könige meinen, daß sie mit Devotion und Beten Gott gefallen; dazu hat er sie ja nicht auf den Thron gesetzt, sondern um Gutes zu thun, Recht und

Gerechtigkeit zu üben, das sollte die rechte Devotion der Könige sein. Wenn ein König Morgens und Abends betet, ist es schon genug, im übrigen soll er nur daran denken, seine Unterthanen glücklich zu machen. Nach meinem geringen Verstand ist es viel besser die Leute glauben zu lassen, was sie wollen, denn den Glauben kann doch Niemand zwingen und man macht nur lauter Heuchler aus den Leuten, wenn man sie in ihrem Glauben zwingen will." Eine solche Devotion hat nach ihrer Auffassung des Königs Raison erstickt und kommt nicht vom heiligen Geist. „Denn ich kann mir nicht einbilden, daß es Gottes Werk sein kann, einem der so viel Verstand von nöthen hat, Land und Leute zu regieren, das Beste zu benehmen, die Vernunft und Raison.“ Mehr als es dem König erträglich sein mochte, hat sie ihm herzlich darüber ihre Meinung gesagt. So blieb ihr freies Bekenntnis kein Geheimnis in der offiziellen devoten Welt. Man wußte, was eine Frau, die in voller Verstandnislosigkeit ihrer eignen kirchlichen Übung und der tiefern Bedeutung der äußern kirchlichen Formen nur zu sehr geneigt war, in ihrem Urtheile die Grenzen von Frömmigkeit und Heuchelei durcheinander zu bringen, über Religion und Kirche dachte, wie wahrhaft auch wie unrichtig und ungerecht sie im heiligen Zorn und im derben Scherze sich äußerte. Man hörte, wie verächtlich ihre Rede ging über einen Stand, dem ihr Seelenheil so erfolglos



anvertraut war, den sie der Sünden gegen die kirchliche Freiheit beschuldigte. Als geheime Hugenottin war sie in streng gläubigen Kreisen verdächtig. „Man meint,“ schreibt sie an Sophie, „mein Glaube sei nicht am stärksten.“ Es war bekannt, wie teilnahmsvoll sie für die Reformierten eintrat, wie sie für die vielen auf die Galeeren Verurteilten heimlich Sammlungen veranstaltete. Das genügte, um ihre Äußerungen auch nach außen hin zu überwachen. Ihre Briefe nach Hannover sind vom Postmeister Torcy erbrochen worden, der manchen weder christlichen noch anständigen aber stets gutgezielten Wunsch der gereizten Schreiberin zu schnupfen bekam. Das viele Räsionieren hat man offiziell ihr verboten.

Man wird aber trotz alledem nicht sagen können, daß sie um ihres schwachen Glaubens willen persönlich hat dulden müssen oder gar Verfolgung erlitten habe. Ihr gesunder Humor hat ihr über manch offenen und geheimen Angriff hinausgeholfen. Ihre heitern und spaßhaften Äußerungen über große und kleine Schwächen und Gebrechen des kirchlichen Lebens und geistlichen Standes sind kein Zeugnis für ein weltliches Martyrium. Im Gegensatz zu manchen Äußerungen über kirchlichen Zwang rühmt sie sich doch wieder ihrer Freiheiten, die sie im Lesen der Bibel und Empfang des Sakramentes in beiderlei Form genießt und stellt den aufgeklärten Zug, der durch das französische, katholische Volk

geht, den gutgläubigen und kirchentreuen Deutschen als Muster hin.

Auch die persönlichen Beziehungen zu den strengsten Devoten werden durch den häretischen Freimut der Pfälzerin nicht gestört. Die Wahrheit ihres innern Wesens und die Güte ihres Herzens überbrückt die weite Kluft religiösen und kirchlichen Empfindens. Sie, die ausgesprochene Gegnerin alles asketischen Lebens, die mit billigem Scherze Mönche und Nonnen bedenkt, ist in Klöstern ein gerne gesehener Gast. Oft fährt sie zu ihren „Nönnchen“, den Carmelitern nach der Saubourg St. Germain hinaus, um ihre Andacht zu verrichten, und fühlt sich wohl bei den „raisonnablen Leuten“, die niemals versäumen, am Geburtstag der freigeistigen Herzogin ihr ein Angebinde zum Zeichen der Freundschaft zu überreichen. Wenn aber ihr Herz voll war zum Ausschütten, nahm sie zur Äbtissin nach Maubuisson ihre Zuflucht, die noch im Alter von 87 Jahren von allen geehrt, strenge das Kloster regierte, hochaufgeschürzt durch die Gemüsebeete des Klostergartens schritt oder in der stillen Zelle den Pinsel führte, um Kirchen und Klöster mit Heiligenbildern zu beschenken. Es war für Eiselotte eine „rechte Lust“ vier- bis fünfmal im Jahre dort zu Mittag essen zu dürfen und mit der treugeliebten Tante zu plaudern. Sie sah in dieser ehrwürdigen, bei strenger Askese frisch und gesund gebliebenen Äbtissin, nicht allein „eine gute tugendhafte Fürstin, die verdiente selig

zu werden“, sondern auch das Ebenbild ihres Vaters. Je älter die Äbtissin ward, um so mehr kam in Augen und Mund, in der Stimme und den Mienen, diese Ähnlichkeit zum Vorschein. In dieser Frau sah Liselotte echte Devotion. Es war ein gesunder, reiner Prozeß der innern Abklärung, der in offenem, freundlichen Blicke zum Ausdruck kam. Mit ihrem klaren Verstande, der bis ins hohe Alter aus ihren Augen leuchtete, konnte sie auch manchen Spaß vertragen, selbst wenn er in die leicht empfindlichen Saiten der Glaubensstimmung eingriff. Der ins calvinische Familienlager eingedrungene Glaubenswechsel hatte den Frieden nicht gestört. Diese Gesellschaft war zu gescheit, zu begabt, auch zu oberflächlich, um sich nicht auch humorvoll mit den gegebenen Tatsachen abfinden zu können. So läßt Karl Ludwig der gestrengen Äbtissin und Schwester ein Bild Luthers und seiner Käthe als Geschenk anmelden. „Was damit thun“ — gab sie zur Antwort, — „um vor ein Wirthshaus anstatt des Schilds zu hängen?“ So war die lustige und „possierliche“ Person ganz nach dem Herzen der Liselotte, die in der Klosterzelle und im Gemüsegarten zu Maubuisson sich manchen guten Trost und viel heitere Unterhaltung geholt hatte. Hier bei den Nonnen und ihrer gestrengen Herrin fühlt die glaubensschwache Liselotte sich wohler als in den Gedanken an die andere Tante, die als Äbtissin zu Herford in der innern Erleuchtung die Geheimnisse Gottes zu ergründen suchte und

in diesen Dingen keinen Spaß vertragen konnte. Daß man bei verschiedener Denkungsart in Liebe und Frieden beieinander wohnen, christliche Liebe alles ausgleichen könne, durfte sie zu Maubouillon erfahren. Wenn sie im Priesterstande ihrer Zeit ein Hindernis auf diesem Wege sah, so ist eine solche Anschauung in der Welt der sinnlosen Glaubensverfolgung verständlich, vielfach auch richtig, grundsätzl. in der naiven Anschauung, als ob die Verschiedenheit der Konfessionen nur ein „ambitieuſes“ Machwerk der Seelsorger wäre. Daß die „Pfaffen“, welche Glaubens sie auch sein mögen, selbst wieder ein Ergebnis der aus Geist und Herz entsprungenen vielseitigen Natur- und Gottesbetrachtung und ihrer praktischen Bedürfnisse sind, hat sie ebensowenig eingesehen, wie sie auch nur in den äußern Kultusformen die historisch gewordenen Gegensätze aufgefaßt hat, eine nicht tief gehende, mehr hausgebackene Ansicht, welche den Gang der Weltgeschichte im sechszehnten Jahrhundert nur als ein Kapitel Dogmatik behandelt. Dabei sieht sie in der Kirchenpolitik ihrer Tage wiederum sehr scharf. Auch die extremen politischen Fehler des Hugenottentums sind ihr klar. Ihre Schützlinge „die Refugeierten“ habens gemacht wie aller Franzosen Humor es mit sich bringt. Wenn sie meinen, was guts zu hoffen zu haben, geben sie sich keine Geduld, haben keine Moderation in nichts und folgen nur dero Sinn. Kommt hernach ein Revers, meinen sie alles verloren, sind in alles

extreme.“ Doch ist sie in ihrer Abneigung gegen das Priestertum niemals so blind gewesen, um nicht auch das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wie sie in der politischen Macht des Jesuitenordens kein Heil für Frankreich sah, so ist sie doch von dem tüchtigen Kerne, der in ihm steckt, überzeugt und erfreut auch in diesem Stande „viel wackere und ehrliche Leute und gute Freunde“ zu finden. So war die kirchliche Liselotte bestellt!

Ein tiefer innerer Widerspruch ist der Fluch ihrer Bekehrung aus politischer Raison. Sie ist ehrlich genug, uns dies selbst unzähligemal zu bekennen, sonst müßte unter den vielen, die als „Heuchler“ sie verurteilt, sie selbst die größte Heuchlerin gewesen sein.



#### IV.

Die Freiheit und die Tonart, in welcher Karl Ludwigs Tochter ihre Meinung sagte, war im höfischen und kirchlichen Frankreich etwas Neues. So wagte wohl niemand zu reden, wo man vorschriftsgemäß schwieg und selbst an des Königs Tafel „es stiller herging, als in einem Nonnenrefektorium, kein Wort gesprochen, an kein Lachen gedacht ward“. Wer wollte es den Höflingen und Devoten verargen, daß sie bald offen und ehrlich, bald in Hinterlist und Falschheit den Mund der Heidelbergerin gewaltsam zu schließen suchten? Trotz alledem war das Vertrauen des Königs zu Eiselotte niemals geschwunden.

Um so schwerer und erschütternder waren ihre innern Konflikte zwischen der aufrichtigen Anhänglichkeit an den König und der kindlichen, von starkem und rührendem Heimatgefühl begleiteten Liebe zum Vater, seitdem die Politik eine harte und unversöhnliche Sprache führte.

Aus Staatsraison war die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans gewor-

den, „damit solch hohe Allianzen zu mehrer Stabilierung und Befestigung der Frankreich nächst angrenzenden Lande, Ruhe und Sicherheit dienen möchten.“ Darüber war aber Eiselotte nicht gefragt worden. „Man hat mich wider Willen hierher gesteckt, hier muß ich leben und auch sterben, ich mag wohl oder übel sein,“ schreibt sie an Sophie. Die Staatsraison aber, die Karl Ludwig und die Princesse Palatine mit besonderer Selbstzufriedenheit befolgte, trug nun ihre Früchte. Unter ihren Schlägen litt das unschuldige Opfer, und Karl Ludwig brach unter den Enttäuschungen seines vielgeplagten, arbeitsvollen Lebens zusammen.

Daß der Pfälzer Kurfürst schon bei der Wahlfrage Leopolds I. 1657 sich dem französischen Könige gegen eine bedeutsame Geldsumme zur Unterstützung eines französischen Kandidaten verpflichtete, war nur eine Wiederholung von Vorgängen und politischen Maßregeln, die bereits am Pfälzer Ludwig V. ein Vorbild hatten. Finanzielle und politische Schwäche, die kühne, phantastische Vorstellung von einem austrasischen Königreiche und die unsichere Stellung zum deutschen Reiche selbst, nötigten auch Karl Ludwig zu einem Anschluß an die französische Krone. Was damals der Zwang der Lage einem Reichsfürsten gebot, kann nicht unter der Gewissensfrage heutigen nationalen Empfindens gerichtet werden. Nicht alles war sicher und befestigt, was der Westfälische Friede geschaffen, manche Erfahrung

nicht vergessen, so wenig sich politisches Vertrauen durch Pergament und Siegel schaffen läßt. Das Mißtrauen gegen den neu gewählten Kaiser, dessen persönliche Geringschätzung dem Kurfürsten gegenüber letzterem nicht unbekannt war, der alte Streit mit Kurbanern um das Reichsvikariat, das mit seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung die Erinnerung der wittelsbachischen Hauskriege Jahrhunderte zurück lebendig erhielt, erfüllten den auf Wahrung seiner Rechte bis ins kleinste bedachten Pfälzer mit berechtigtem Mißtrauen. Der Streit mit dem Mainzer Nachbarn um die Wildfänge war kaum beendet. So blieb ein Anschluß an Frankreich, dessen diplomatische Kunst mit einem ganzen Blendwerk von Vorteilen die verhängnisvolle Großmachtspolitik des pfälzischen Hauses verwirrte, die scheinbar einzige Bürgschaft für die so nötige Ruhe und Sicherheit der mühsam wieder hergestellten Pfalz. Als aber der Krieg zwischen Ludwig XIV. und dem deutschen Reich auszubrechen drohte, da war dem französischen König mit einer bloßen pfälzischen Neutralität nicht gedient. Seine Forderungen geschahen in einer Form, die von verwandtschaftlichen Rücksichten und Vorteilen weit entfernt mit brutaler Gewalt sich geltend machten und den Kurfürsten, der inzwischen auch mit dem Kaiser zum Schutze seiner Pfälzer Lande unterhandelte, vor die schwierigste Entscheidung seines Lebens stellten. Er wußte, was seinem Lande bevorstand. Schon seine Neutralität bekam er in den Verheerungs-



zügen der Turenne'schen Truppen zu büßen, noch ehe seine Wiener Sendung bekannt geworden war. Was ihm „das Herz abnagt“, ist der Gedanke: nach seinem Tode das arme Volk der Gnade des Feindes preisgegeben zu sehen. „Wenn meine Leiden,“ schreibt er an seine Schwester Sophie, „zu meinem Ruhme beitragen könnten, hätte ich ihn mehr und mit besserem Gewissen, als der christliche Türke.“ Das Gefühl ein Deutscher zu sein, überwiegt in dieser schwierigen Lage alle politischen Bedenken. Seine militärische Schwäche, die ihm nichts übrig läßt als in einem Turenne angetragenen Zweikampfe persönlich für die Ehre seines Landes einzutreten, trägt in diesen Tagen einen unternehmenden, mutigen Zug. Auch die Forderungen des französischen Gesandten Bethune schüchtern Karl Ludwig nicht ein. Er verwirft sie und übernimmt „alle Leiden, weil er kein Sklave Frankreichs sein will“.

Auch das Mitleid seiner Tochter Liselotte mit ihrem Vaterland und ihre persönlichen Bemühungen in dieser verhängnisvollen Lage rühren ihn nicht, in dem Augenblicke, da „ihm der Rauch, den Turenne längs der Bergstraße hat machen lassen, in den Augen wehe thut.“ Es sind „Politica, mit denen er seine herzlichste Tochter nicht inkommodiren will.“ „Wenn man einer fremden Nation nicht unterthänig sein will,“ schreibt er an Liselotte, „so muß man dagegen etwas daran wagen“. So sah nun Liselotte das Elend des Krieges über

ihr geliebtes Vaterland hereinbrechen, doch die Feuerfäulen, die Karl Ludwigs langjährige Arbeit zerstörten, waren nur die Vorzeichen künftiger Verwüstung. Noch erlebte Karl Ludwig die Arbeit der Mezer Reunionskammer, die ihre lügenhafte juristische Gelehrsamkeit nur an allzu viel erwünschtem Stoff in dem verwickelten Staatsrecht des alten Reiches zu ihrem Vorteil verarbeiten und wo das klare Recht und juristische Dialektik versagten, brutale Gewalt zu Hilfe nehmen konnte. Der Anspruch auf alle Besitzungen, die einst in irgendwelchem Abhängigkeitsverhältnis zu den an Frankreich in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Landschaften standen, griff auch in das pfälzische Gebiet ohne gewissenhafte Bedenken hinein. Karl Ludwig sah, wie sein schönes Land zerstückelt und zersezt ward, während ihm nichts übrig blieb, als hinter Stößen weitläufiger Deduktionen und Klageschriften sich zu verschanzen. Unter diesen Erlebnissen und trüben Ausichten beschloß Karl Ludwig am 20. August 1680 sein Leben voller Arbeit und Schicksale. Die Staatsraison vor allem, welcher seine Tochter zum Opfer ausgeliefert ward, hatte ihn schwer getäuscht, ihr Schicksal in Frankreich ihm Sorgen und Reue gebracht. Eiselottens zarte Rücksicht hat diesen Zustand durch stille, schweigsame Duldung geschont. Ihr Vater sollte nicht erfahren, wie schlecht es ihr in den ersten Jahren ihrer Ehe an der Seite eines charakterlosen Wüstlings, in einem Leben von

Intriguen und Verfolgungen ergangen war. „Ich habe dem seligen Papa,“ schreibt sie späterhin, „alles verhehlt, weil man mir gesagt, daß, nachdem ich weggezogen, Ihre Gnaden sich dermaßen zu Herzen genommen, daß ich so wider meinen Willen aus purem Gehorsam wäre hergekommen, obgleich ich überzeugt gewesen wäre, daß ich hier nicht glücklich sein würde, daß es Ihre Gnaden sehr geängstigt und traurig gemacht hätte. Deshalb habe ich alles verhalten, so lange es nur möglich gewesen.“

Nun, da mit Karl Ludwig auch alle seine Sorgen begraben sind, hat sie das Gefühl, einsam und unverstanden in einer Umgebung zu leben, die sie von einer Schuld an dem Tode ihres Vaters nicht freisprechen kann. Dem Sohne der Sophie, Herzog Georg Ludwig, der in St. Cloud gerade bei ihr weilte, gab sie in dieser Stimmung ein paar Zeilen nach Hannover mit. „Nun ich sichere Gelegenheit habe,“ schreibt sie darin, „kann ich auch frei herausreden, muß derowegen sagen, daß Euer Liebden noch glücklicher sein, denn ich. Denn ob Sie schon ebensoviel verlieren, wie ich, so sind Sie doch nicht obligirt bei denjenigen zu leben, welche ohne Zweifel an Ihrer Gnaden des Kurfürsten Tod Ursach sein, durch den Thagrin, so sie ihm gegeben und dieses ist mir hart zu verdauen. Ja,“ sagt sie vom König, „ehe er Papa so verfolgt hatte, gestehe ich, daß ich ihn sehr lieb hatte und gerne bei ihm war. Außerdem kann ich Euer Liebden wohl versichern, daß

es mir sauer genug ankommen ist und hinfüro mein Lebenlang ankommen wird. Wenn mich Gott der Allmächtige so glücklich machte und zu Papa zöge, könnt mir wohl nicht besser geschehen, denn mein ganzes Leben kann hinfüro nicht anders, als elend sein.“

Doch die Erfahrungen, die Eiselotte aus ihrer politischen Heirat zog, waren noch nicht zu Ende.

Dem tatkräftigen, willensstarken Karl Ludwig war sein Sohn Karl als neuer Kurfürst gefolgt. Eine weiche, kränkliche, mehr zum Trübsinn geneigte als mit starken Vorsätzen ausgerüstete Natur. Die Erfahrungen seiner Jugend mit all den unerfreulichen Eindrücken des häuslichen Zwistes der Eltern, eine strenge und harte, seinem zarten Wesen und seinen sinnigen Anlagen wenig entsprechende, von ihm selbst bitter beklagte Erziehung und eine unglückliche Ehe an der Seite der dänischen Wilhelmine Ernestine lasteten auf dem Leben dieses Fürsten, dessen Seele von einer geradezu krankhaften, schwermütigen Stimmung erfüllt war. Dabei ließ das von Eiselotte erwartete halbe Duzend Kinder, wozu sie in ungeduldiger Vorfreude schon „Amen“ sagte, in dieser vom steten Gedanken der Trennung geleiteten Ehe auf sich warten. Mit dem Tode des Kurfürsten ging der alte simmernsche Stamm, der so manchen Sprossen von Tatkraft und Begabung dem Lande geschenkt, im Jahre 1685 zu Ende.

Durch Verträge war die Linie der Neuburger

Pfalzgrafen zur Nachfolge bestimmt. Aber die französische Krone, deren Ansprüche auf pfälzisches Gebiet sich schon in der rücksichtslosen Praxis der Reunionskammer betätigten, nutzte auch das Erbrecht der Herzogin von Orleans auf den Privatbesitz des verstorbenen Kurfürsten mit gewaltsamem Machtspruch aus. Wie es zu allen Zeiten geschah, hat auch Eiselotte bei ihrer Verheirathung allen Rechten auf souveräne und Lehensgüter der Pfalz entsagt. König Ludwig griff über den allodialen Besitz hinaus, seinen Ansprüchen nach sollten ganze pfälzische Landesteile dem französischen Staate zufallen. Umständliche juristische Deduktionen, gewissenlose Prüfungen alter Pergamente, deren Herbeischaffung einer heute noch fühlbaren Plünderung der pfälzischen Archiwgewölbe gleichkam, lange Prozesse vor Reichstagen und dem römischen Stuhle waren nur das Vorspiel der Ereignisse der Jahre 1689 und 1693, deren Erinnerungen, wenn auch nicht immer der vollen Wahrheit entsprechend, im Anblicke des Heidelberger Schlosses lebendig werden. Das Bild des französischen Königs steht über den Flammen, die als die Wegweiser barbarischer Kriegsführung das gesegnete Pfälzer Land verwüstet haben. Was aber heutzutage die gerechte historische Kritik von dem harten Urtheile über den „allerchristlichsten König“ hinwegnehmen muß, hat schon Eiselotte erfaßt. Auch sie sieht in Louvois den Haupthelden jener furchtbaren Tage, in Melac den Henkersknecht, der

ein grausames Urteil mit der ganzen, ihm eigenen rohen Gemütsart zur Ausführung bringt. Wir wissen, daß der Vollstreckungsbefehl zur Verwüstung der Pfalz dem feinen Gefühle eines großen Teiles der französischen Befehlshaber widersprach, daß ein Duras auf die Verantwortung einer unauslöschlichen Schmach vor dem Richterstuhle der Nachwelt hinwies, daß ein Tessé mit Tatkraft und List den Heidelberger Bürgern half, das verheerende Feuer von ihren Dächern abzuwenden. „Es graußt mir recht,“ schreibt Eiselotte, „wenn ich an Alles gedenke, so Monsieur Louvois hat brennen lassen, ich glaube, er brennt brav in jener Welt darvor. Er war greulich cruel, nichts konnte ihn jammern.“ So blieb auch Melacs rohe Figur in ihrem Gedächtnis haften. „Wenn man den wüßten Melac ein wenig den Buben bußen möchte, wäre es mir gar nicht leid, ich kann ihn nicht leiden, weil er so barbarisch und cruel ist.“ Es erscheint ihr als ein besonderes Verhängnis, daß der allmächtige Minister Louvois hat plötzlich sterben müssen, noch ehe ihm die Reue für jene Taten kommen konnte.

Sengen und Brennen ist in jener Zeit und lange vorher allgemeiner Kriegsgebrauch gewesen. Zum Zwecke der Deckung eines Rückzuges, zur Strafe für verweigerte Kontribution war ein solches Mittel noch in keinem Kodex des Völkerrechts verpönt. Auch der Rückzug der Franzosen im Jahre 1689 muß in der Art seiner

Ausführung unter diesem taktischen Gesichtspunkte betrachtet werden. Um dem nachrückenden Gegner den Aufenthalt auf dem Lande, in den Festungen und Städten unmöglich zu machen, flog die Brandfackel in die stillen Häuser friedfertiger Bürger und Bauern. Doch eine so kühl und erbarmungslos, nach wohldurchdachtem Systeme durchgeführte Verwüstung, Zerstörung und Schändung, die über alles nach hartem Kriegsgebrauche taktisch als notwendig Erscheinende hinausging und bis in die Ruhestätten der Toten hinabstieg, hat die Geschichte seitdem nicht mehr zu verzeichnen. Müssen wir auch mit unserm Urtheile der Tatsache uns fügen, daß die ausgebrannten Fensterhöhlen und Giebel der Heidelberger Paläste, wie wir dieselben heute vor uns sehen, keine Früchte mehr der barbarischen Pfalzverwüstung sind, so bleiben genug der unvertilgbaren Spuren jener Taten übrig, um uns aus der Vergangenheit heraus Lehren für die Zukunft zu geben.

Es kommen schwere Tage für Liselotte, voll Aufregung und Angst, voll Zorn und Trauer. Sie ist empört, daß dieser Krieg um ihr Erbrecht geführt werden soll, daß um ihretwillen die armen Pfälzer leiden müssen, die Kontributionen in den Städten und Dörfern in ihrem Namen erhoben werden. „Wollte Gott, daß es wahr wäre, daß man mir alles Geld geben hätte, so man aus der armen Pfalz gezogen und daß man mich gewähren ließe. Es sollte alles der

Heimat zugute kommen.“ „Das macht mir das Herz bluten und man nimmt mir es noch hoch vor übel, daß ich traurig drüber bin,“ ruft sie mehrmals aus bei dem Gedanken, daß sie für das Ende des Simmerschen Stammes büßen müsse.

Schon im Oktober 1688 hatte Heidelberg sich unter günstigen Bedingungen den Franzosen ergeben. Aber das in der Kapitulation verbrieftete Versprechen, außer der auferlegten Kontribution von vierzigtausend Franken die Einwohner nicht weiter auszupressen, ward in immer neuen und schweren Forderungen und Bedrückungen erfüllt. Vergeblich hat Liselotte beim König und Louvois unter Tränen und Bitten für ihre Heidelberger Schonung und Erleichterung ihrer bedrängten Lage zu erlangen versucht. Ein alter Bekannter aus ihrer Jugendzeit, Johann Weingart, der Wirt zum „König von Portugal“, schon früher als ein der französischen Sprache kundiger Mann durch Karl Ludwig mit Aufträgen an seine Tochter abgeschickt, erschien jetzt abermals persönlich mit einer Bittschrift der Heidelberger Bürgerschaft im Kabinette der Herzogin. Bis tief in die Nacht hinein hat sie am 4. Dezember 1688 mit dem wackern Landmanne eine Unterredung, welcher Vorstellungen beim König und dem Kriegsminister gefolgt sind. Mit Louvois, der sein Vorgehen damit in barscher Weise entschuldigte, daß des Königs Völker leben müßten, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Als man Liselotte die Erklärung gab,



daß man ihretwegen in die Pfalz gehen wolle, verlangte sie selbst, an die Spitze der Armee zu treten und ihre Sache den armen Pfälzern gegenüber zu vertreten, oder wenigstens den Herzog zu schicken, von dessen Einfluß sie eine schonende Behandlung der Heidelberger Bürgerschaft und der Pfalz zu erwarten glaubte. Auch sie hat richtig erfaßt, daß ihre Erbschaftsfrage nur ein Vorwand zum Kriege sei, dem die wohlberedigte Furcht zugrunde liege, es möchte der Kaiser nach dem Frieden mit den Türken, unter Aufgebot der gesamten freigewordenen Reichsarmee einen erfolgreichen Schlag gegen die Franzosen ausführen. Ihr „Interesse“, das man auf den Schild der brandschatzenden Heerhaufen schreibt, hat für sie keine Bedeutung. Von den pfälzischen, aus der Versteigerung der kurfürstlichen Mobilien erlösten Geldern ward ihr ohnedies kein Pfennig zuteil.

In gereizter Stimmung, ohne Abschied, entläßt sie den Dauphin zur Armee, dem brutalen Louvois kehrt sie den Rücken und würdigt ihn lange Zeit keines Blickes — aber dem braven Weingart konnte sie nicht helfen. Die Hand auf die Brust gelegt, unter Tränen und Schluchzen, das ihr die Stimme hemmt, führt sie die Verhandlung mit dem Bürger ihrer Vaterstadt. Johann Weingart, dessen Bericht wir kennen, ist tief ergriffen von seiner Mission. „Wollte gerne mein Blut und Leben aufopfern vor die arme Pfalz, wenn ich sie damit glücklich machen

könnte," sagte Liselotte zu ihm. Mit diesem Bekenntnis einer treuen Seele verfolgt sie in Gedanken den Weg ihres Landsmanns nach Hause, wo nun beim Vordringen der deutschen Heere der Rückzug der Franzosen unter Zerstörung und Verwüstung sich vollzieht. Bald flog die Brandfackel in der Pfalzgrafen Schloß, Türme und Bastionen stürzten, wo nicht ihr gewaltiger Bau der zerstörenden Macht des Pulvers trotzte, und auch die Stadt erfährt manches Denkzeichen sinnloser Verwüstung. Ringsumher, so weit das Auge von Jettenbühl herab das gesegnete Land beherrscht: alles in Flammen, deren blutigroter Schein den Dom zu Speier und den stolzen Kranz wehrhafter Türme der alten Reichsstadt vom raucherfüllten Himmel abheben.

Unverstanden in ihrem Schmerz, von Ingrimme gegen den König erfüllt, von Mißtrauen umgeben, das auch einem Ezechiel Spanheim den Verkehr mit der Außenwelt erschwert, empfängt sie Tag für Tag die Kunde von den Taten Melacs. „Hätte ich hier etwas," schreibt sie an Sophie, „so mich sonst erfreuen könnte, so würde man vielleicht unangesehen alles Elends, so man erlebt, doch wohl etlich mal lustig sein können. Aber eben dieselbigen Leute, so an unseres armen Vaterlandes Unglück schuldig sein, verfolgen mich persönlich hier auch und kein Tag vergeht, daß man nicht was neues verdrießliches hat. Und mit diesen Leuten allen muß man sein Leben bis ans End zubringen und wenn sie einem nur

sagen wollten, was sie wollen, könnte man sich darnach richten, aber man sagt einem nichts und alles, was man sagt und thut, findet man übel. Ich wollte lieber, daß man mich heimlich schlug und daß ich darnach quitt davon wäre, als daß man mich so zergt, wie man thut, denn das quält einem das Mark aus den Beinen und macht einem das Leben ganz verdrießlich.“

Auch ein anderes an Sophie von Hannover gerichtetes Schreiben gibt uns in ergreifender Weise die tiefen in starkem Heimatsgeföhle wurzelnden Seelenkämpfe der treuen Pfälzerin wieder: „Was mich am meisten daran schmerzt ist, daß man sich meines Namens gebraucht, um die armen Leute ins äußerste Unglück zu stürzen und wenn ich darüber schreie, weiß man mir's gar großen Undank und man proßt mit mir darüber. Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu bedauern und zu beweinen, daß ich so meines Vaterlandes Untergang bin und über daß alle des Kurfürsten meines Herrn Vatter seligen Sorge und Mühe auf einmal so über einen Haufen geworfen zu sehen. Ich habe einen solchen Abscheu vor Alles, so man abgesprengt hat, daß alle Nacht, sobald ich ein wenig einschlafe, dünkt mir, ich sei zu Heidelberg oder Man heim und sehe all die Verwüstung und dann fahre ich im Schlaf auf und kann in zwei ganzer Stunden nicht wieder einschlafen. Dann kommt mir in den Sinn, wie Alles zu meiner

Zeit war, in welchem Stand es nun ist, ja in welchem Stand ich selber bin und da kann ich mich des Flennens nicht enthalten.“

Die Ereignisse des 1693 von Ludwig XIV. gegen eine europäische Koalition geführten Krieges haben nur vorübergehend die Rheinlande berührt. Doch für Heidelberg war abermals eine Zeit der Leiden bestimmt. Der Zufall wollte, daß die Zerstörung der Stadt, welche abgewehrt durch die Hilfe menschenfreundlicher Offiziere gegen den Willen Louvois' im Jahre 1689 nur zum Teile gelang, nun durch zufällige Umstände von den wilden Ausbrüchen der übermütigen Soldateska begleitet, sich um so gründlicher vollzog.

Der tiefe Schmerz der Herzogin von Orleans ist treuer Anhänglichkeit an ihre Heimat entsprungen. Es ist das Gefühl, welches einen jeden mit niederbeugender Gewalt erfaßt, der sein Vaterhaus, die Stätte glückseliger Erinnerungen, unter dem zerstörenden Elemente des Feuers zusammenstürzen sieht. Weitblickende politische Betrachtungen hat Eiselotte den Vorgängen auf der damals so entscheidungsvollen Weltbühne nicht geschenkt. Ihre Reflexionen gehen über den Gesichtskreis der guten Pfalz und des dicken Turmes auf dem Heidelberger Schlosse, dem man so viel Leid angetan hat, nicht hinaus. Ludwigs XIV. Weltpolitik, die mit Feuer und Schwert auch über Karl Ludwigs Lande dahin schreitet, empfindet Eiselotte wie eine gegen sie

persönlich gerichtete Aktion. Ob der König, je nach Stimmung, sie kürzer oder länger vor der Türe warten läßt, macht ihr im Grunde genommen mehr Sorge, als das Schicksal der deutschen Grenzlande, die stückweise dem französischen Nachbarn zufallen. Die Reise des Königs und des Dauphins zur Belagerung von Straßburg verzeichnet sie ohne jede besondere Erregung, in gleichem Atemzug wie die ursprünglich geplante Fahrt nach Chambord, wohin „Komödianten, Musikanten und Balletiers“ schon bestellt sind. In die alte, ehrwürdige deutsche Reichsstadt ist sie bald nach der Übergabe, 1681, mit dem König eingezogen, ohne daß ihr die Bedeutung dieses Ereignisses zum Bewußtsein gekommen wäre. Ihr „Flennen“ ist der Ausdruck persönlicher, nicht politischer Stimmung. „Wie ich bei dem Ochsen vorbei gefahren, ist mir eingefallen, wie ich Ihre Gnaden den Kurfürsten das letzte Mal da gesehen, da ist mir das Flennen so gräulich ankommen, daß ich's nicht habe verhalten können.“ Mit ihren geringen politischen Begriffen, deren sie selbst sich rühmt, ist sie unbewußt die Tochter Frankreichs geworden, als die Schwägerin des mächtigsten Königs jener Tage, dessen Niederlagen, gleichviel woher die Schläge kommen, auch Eiselotte mit Teilnahme beschäftigen. Sie ist erzürnt, wenn man ihm keinen ehrlichen Frieden gönnen will, erfreut, daß die französischen Heere 1703 in der ersten Schlacht bei Höchstädt den Markgrafen Ludwig von Baden geschlagen

und gezeigt haben, wie sie „ihr Handwerk verstehen“. Verflucht sie einen Louvois und Melac, die ihre Vaterstadt in Brand gesteckt hatten, so folgt sie wiederum erwartungsvoll dem Siegeszuge Villars' im Jahre 1706 und freut sich, wie jede andere Tochter des französischen Bodens, daß „die Campagnen auf allen Seiten wohl vor ihren König anfangen“. Sie ist im Laufe der Jahre in die allgemeinen französischen Interessen hineingewachsen, als Mutter des künftigen Regenten mit dem Schicksale Frankreichs, verbunden. An dem großen König, der ihr Vaterland verwüsten ließ, blickt sie mit Bewunderung doch wieder empor. Seine Krankheit macht ihr für die Zukunft des Landes und vor allem ihres Sohnes Sorge, der vom Parlament gehaßt ist, dem schwere Kämpfe bevorstehen. Daß der Allmächtige den König noch lange Jahre erhalten möge, ist ihr aufrichtigster Wunsch.

„Unser Ruhm oder unser Unglück,“ sagte Mafillon an ihrem Grabe, „war ihr Unglück oder ihr Ruhm. Durch Blut und Freundschaft mit dem größten Theil der europäischen Fürsten verbunden, gehörte sie niemanden mit dem Herzen an, als der Nation und inmitten des Krieges, welchen sie gegen uns rüsteten, waren ihre Verbindungen mit fremden Höfen nichts als glänzende Zeugen ihrer Liebe zu Frankreich.“ Ein kleines Stück Wahrheit liegt in dieser Auffassung, die sonst unserer Liselotte unter der Eleganz französischer Lobsprüche in keinem Zuge auch nur

annähernd gerecht zu werden versteht. Aber das Blut der deutschen Eiselotte, welches nach des Leichenredners überschwenglichem Lobe im französischen Blute durch alle Adern hindurch den gemeinsamen Ursprung beider Völker aus uralten Zeiten der fränkischen Wanderungen und Staaten wiederfinden, die Tochter Karl Ludwigs bei ihrer Ankunft in Frankreich nur mit dem alten Vaterlande wieder verbunden haben soll, war eben doch ein anderes, ein französischem Wesen fremdes. Ludwig XIV., den Eiselotte als angenehmen Gesellschafter „von Herzen liebte“, mit dem sie sich „divertiren“, mit dem sie schwätzen und lachen, dem sie auch manche Kränkung verzeihen konnte, bedeutete für Eiselotte noch lange nicht das Frankreich, über welchem sie ihre Herkunft nie vergaß. Die Herzogin von Orleans blieb auch als Französin stark in der Vaterlandsliebe, die eine deutsche war. Es ist kein politisches Gefühl, das in feuriger Rede zum Ausbruch drängt und wieder verrauscht, oder niedergebeugt in ein sentimentales Martyrium ausklingt, sondern natürliche Heimatsliebe, um so widerstandsfähiger, als sie frei von allen politischen Reflexionen war. Nicht der in seinen politischen Grenzen wechselnde, damals sehr unklare Begriff des deutschen Vaterlandes, sondern deutsches Wesen bleibt unverfälscht und rein in Eiselotte gewahrt und durch ein stark ausgeprägtes Bewußtsein ihres deutschen Fürstenblutes, gegen fremden Einfluß geschützt.

„Halte es vor ein groß Lob, wenn man sagt,

J. Wille, Elisabeth Charlotte v. Orleans. 9

daß ich ein teutsch Herz habe und mein Vaterland liebe. Dieses Lob werde ich ob Gott will suchen bis an mein Ende.“ „Teutschland ist mir noch allezeit lieb und ich bin so wenig propre vor Frankreich, daß ich mein ganz Leben mitten im Hof in einer großen Einsamkeit zubringe.“ „Teutschland war mir lieber und finde ich es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hat. Nach Pracht frag ich nichts, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit.“ In vielen Zügen treten bis in ihre alten Tage das Heimatsgefühl und die Sehnsucht nach Deutschland zutage. „Bei den Seinigen in seinem Vaterland bleiben zu können, halte ich vor das Glücklichsste von der Welt, denn in fremden Landen ist man allezeit suspect.“ Darum hört sie gerne, wie es allezeit in Deutschland zugeht, geht es ihr „wie den alten Kutschern oder Fuhrleuten, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können“.

„Ich habe es,“ schreibt sie einmal, „jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Teutsche zu sein und die teutschen Maximen zu behalten, obwohl sie hier nicht gefallen.“ Sie durchzuführen, war nicht leicht. Hat sie auch in ihrer Umgebung keine Menschenseele, mit der sie deutsch sprechen kann, als die ihr vertraute Frau von Rathsamhausen, die mit gutem Humor so manche köstliche Geschichte aus dem bunten Getriebe der weltlichen und geistlichen Gesellschaft zum Lachen



gibt, so rettet sie sich in deutschen Büchern und brieflicher Unterhaltung mühsam die geliebten heimatlichen Laute. Sie ist stolz, von Leibniz zu hören, daß sie noch gut deutsch schreiben könne. „Würde recht betrübt sein, wenn ichs vergessen sollte.“ Wie sie während der lateinischen Messe deutsch zu ihrem Hergott redet, so klingt auch abseits vom Gedränge der Frommen ihre selbstgemachte kurze Liturgie in deutschen Lauten aus. Durch die deutsche Bibel, die alten lutherischen Kirchenlieder, die Gebete aus ihrer Jugendzeit bleibt ihr deutsches Sprachgefühl lebendig, in diesem Zusammenhang ein starker Rest protestantischer Herkunft. Um so schmerzlicher empfindet sie es, wie in Deutschland die schöne Muttersprache außer Übung kommt, verwildert, mit französischen Brocken gefüttert wird, um ganz zugrunde zu gehen. „Kann nicht vertragen, Teutsche zu finden, so ihre Muttersprach so verachten, daß sie nie mit andern teutsch reden und schreiben wollen. Das ärgert mich recht.“ „Das kommt mir albern vor,“ sagt sie ein andermal, „daß unsre gute Teutsche als Französisch schreiben wollen, als wenn man nicht auch teutsch schreiben könnte. Ich fürchte, das Teutsche wird sich endlich so verlieren, daß es keine teutsche Sprache mehr sein wird.“ „Red man denn kein Teutsch mehr in Teutschland?“ ruft sie erjürnt aus, da ein hannoverscher Prinz sich stets der französischen Sprache bedient. Der Deutsche zu Hause schämt sich seiner kräftigen Sprachlaute, die Herzogin von

Orleans sorgt dafür, daß sie nicht verloren gehen, ist erzürnt, daß ihr Page, der Frau von Harling Sohn, in der französischen Umgebung sein Deutsch fast verlernt hat. Auf Befehl seiner Herrin muß er das Vergessene aus einem Lehrbuche wieder auffrischen und Liselotte, wie vor einer Schulmeisterin, seine deutschen Gebete herunterlesen.

Über die Affennatur der Deutschen, die „alles perfect halten, was nur aus Frankreich kommt“, ergießt sich ihr ganzer Spott. Mit ernstlichen Sorgen sieht sie auch „die bösen Conduiten“ in Deutschland einziehen, wo neben seinen gesellschaftlichen Formen auch die ganze sittliche Verderbnis des glänzenden französischen Hofes ein stark beehrtes Muster wird. „Gott gebe, daß von denen, so es häßlich finden werden, die meisten sein mögen.“ Während Deutschland seine Jugend nach Frankreich schickt, um seine Sitten und Lebensart zu lernen, hat die Herzogin von Orleans unter heftigem Widerspruch ihres Hauses vergeblich die eigenen Kinder in deutscher Erziehung vor damaliger französischer Unsitlichkeit zu retten versucht.

So deutsch wie ihre Gefühle, ist auch allezeit ihr Magen gestimmt. Wenn sie uns auch sagt, daß ihr Appetit kein starker sei, so bildet doch die Speisekarte keinen untergeordneten Teil ihrer brieflichen Unterhaltung. Hier war nichts mystisch und unverständlich, doch vieles begriff sie nicht, was die französische Küche ihr auftrug.

„Das französische Gefräß verleid ihr alles Essen, besonders die vielen Ragouts sind ihr zuwider.“ Ihr Geschmack ist sehr unpolirt, denn sie verachtet, was sonst die Damen mit Freuden genießen. „Thee kommt ihr wie Heu und Mist, Kaffee wie Ruß und Feigbohnen vor.“ Schokolade ist ihr zu süß, alle die Dinge haben für sie etwas Fremdländisches. Sie hat ihr „deutsch Maul auf die deutschen Speisen verleckert.“ „Wenn ich teutsch Essen ertappen kann, esse ich von ganzem Herzen.“ Ein Diner zu St. Cloud „mit dreißig Schüsseln“ gibt ihr Stoff zu einem langen Brief, eine ganze Speisekarte wird da entwickelt, doch über all den feinen Sachen steigen heimatliche Erinnerungen und Gelüste aus dem Dampf der französischen Schüsseln auf, der Duft der Bratwürste und des Sauerkrauts kommt ihr aus weiter Ferne in die Nase hinein. „Ja, liebe Luise,“ schreibt sie an die Raugräfin, „ich sage es Euch recht von Grund der Seele, es würde mir eine rechte Freude sein, wenn ich mit Euch auf gut Teutsch essen könnte: Sauerkraut, braunen Kohl, Grünseldn und Krebs.“

„Ich gestehe,“ schreibt sie an ihre Tante Sophie, „ich möchte gern noch einmal eine teutsche Comödie mit Pickelhäring sehen, braunen Kohl, gut Sauerkraut und Rindfleisch mit Meerrettich. Ich bin gewiß, wenn ich wäre, wo man das zuricht, würde es mir besser bekommen, als alle Ordonanzen von den Doctoren.“ Das in Frankreich verachtete Sauerkraut aber blieb

allezeit ihre Leibspeise. Ein Koch, der es in Straßburg zubereiten gelernt hat, ersetzt ihr wenigstens dieses Lebensbedürfnis, während keiner von dieser beliebten Junft die Pfannenkuchen nach hannoverscher Art so recht im Griffe hat. Auch aus der Ferne kommen von Zeit zu Zeit angenehme Spenden und wenn ihr von den Douaniers nicht schon an der Grenze die Sendung von Mettwürsten „weggefressen“ und der Neckarwein „ausgesoffen“ wird, so bleibt auch nach dieser Seite hin die heimatische Sehnsucht der guten Eiselotte auf einige Zeit wieder gestillt.

Vaterlandsgefühl ist treue Heimatliebe im Herzen der Eiselotte, die niemals verleugnen konnte, woher sie stammte und auf diesem französischen Boden nicht einmal den Ärzten traute, da sie das pfälzische Naturell nicht verstünden. Selten hat ein Menschenkind draußen in der Fremde, ein ganzes Menschenalter vom Boden seiner Herkunft getrennt, in fremde Sitten und Anschauungen durch die Macht der Gewohnheit, wenn auch mit starkem Widerstreben, eingewachsen, die alten, starken Wurzeln gesund erhalten wie diese Herzogin von Orleans. „Mich deucht,“ schreibt sie einmal, „wir Pfälzer haben das, wir lieben das Vaterland bis in den Tod und geht uns nichts drüber.“ Sie kann nicht begreifen, wie Karoline von Wales, eine ansbachische Prinzessin, England lieber haben kann, als Deutschland. „Ich bin gar nicht so, die liebe Pfalz geht mir über alles.“ „So lang

mein pfälzisches Herz sich in mir regen wird, werde ich eine aufrichtige Deutsche bleiben.“ Man sieht aus diesem Gedankengang, wie eng ihre vaterländischen Begriffe gezogen sind. Mit allen ihren Erinnerungen hängt sie an der pfälzischen Erde. „Käme ich einmal in die Pfalz, ich würde mich todt weinen.“ Sie hat sich eine Karte ihres Heimatlandes kommen lassen. Da geht sie in Gedanken spazieren, während sie hineinschaut: von Heidelberg nach Frankfurt, von Mannheim nach Frankenthal, nach Neustadt und Worms, „wo sie um das schöne, nun in Schutt und Asche liegende Rathhaus trauert, worauf die Historie vom Lindwurm gemalt war“. „Mein Gott, wie macht einem dies die alten Zeiten denken, so leider nun vorbei sein.“

Auch das fröhliche Volk, dessen Eigenart in ihr selbst so lebendig ist, steht ihrem Herzen nahe. Die guten Pfälzer „sind ihr noch allezeit lieber als alle andern Nationen“. Kommen Landsleute nach Frankreich, so haben sie freien Zutritt bei ihr, ja sie ist böse, zu hören, daß viele so blöde sind, von dieser landsmännischen Freiheit keinen Gebrauch zu machen. „Es ist billig,“ sagt sie, „daß alle heidelbergische Leute mich sehen, denn ich habe mein Vaterland von Herzen lieb.“ „Alle guten Pfälzer von alter Kundschaft bitte ich zu grüßen,“ schreibt sie in die alte Heimat.

Während dieses Volk am Neckar und Rhein heutzutage so oft, seiner uralten Eigenart sich

schämend, seine kräftige Sprache mit ihr fremden Stammeslauten zu verbessern glaubt, ist der Briefwechsel der Herzogin von Orleans eine Fundgrube für pfälzische Dialektforschung geworden. Sie muß auch sonst eine außerordentlich sichere Auffassungsgabe für alles Volkstümliche gehabt haben, daß sie trotz kurzen Aufenthaltes am Hofe der Sophie so gerne zur Ergözung ihrer Tante auch niederdeutschen Dialekt zum Besten gibt. Sie konnte pfälzisch und hannöverisch, auch nicht übel braunschweigisch durcheinander reden.

Das Schicksal dieses pfälzischen Landes, mit dem ihrigen verflochten, macht die Bande der Zusammengehörigkeit im Laufe der Jahre immer fester, obgleich die persönlichen Berührungen sich nur auf die seltenen deutschen Besuche am französischen Hofe beschränken, und das neue regierende Haus durch seine Politik, der uns bekannten Denkweise Liselottens gegenüber, enge freundschaftliche Beziehungen zu begründen nicht imstande war. Kaum hat Liselotte die Tränen um das Heidelberger Schloß, wenn auch nur vorübergehend, getrocknet, als das auf pfälzischem Boden schon so oft gegebene Schauspiel religiöser Unduldsamkeit nun von der andern, der katholischen Seite aus in vielen traurigen Akten auf die politische Bühne tritt. Da hört Liselotte von den pfälzischen Familien, die mit Hab und Gut durch Lothringen ziehen, dem Meere zu, um drüben im Lande William Penns unterm Schutze religiöser Freiheit und Duldung eine neue

Heimat zu begründen. In Heidelberg und der Pfalz tobt der Kampf um Glauben und Bekenner, um Kirche und Kirchengut. Ihre Briefe sind von tiefem Schmerze über diese Vorgänge erfüllt, und wie einst zum Throne Ludwigs XIV. dringt ihre kräftige Sprache im Ausdrucke des Abscheues auch an den pfälzischen Hof. Dem Sekretarius des Kurfürsten Karl Philipp hat sie, wie einst dem Louvois, so „gut teutsch“ ihre Meinung gesagt, „daß er ganz bedudelt war.“ In rührender Heimathsliebe spricht sich das Mitleid für ihre „guten Pfälzer“ aus, den „verfluchten Pfaffen“ aber, als den Vollstreckern der neuen Politik, wünscht sie den „Galgen an den Hals“. „Es ist eine elende Sache, daß wir Menschen allzeit glücklich leben wollen und doch allen möglichen Fleiß anwenden, einander das Leben sauer zu machen; so närrisch seind wir arme Menschen. Die sich durch Pfaffen regiren lassen, thun allezeit was überzweg.“

Unter den Bildern aber, die in hellen und düstern Farben vor dem geistigen Auge der Liselotte vorüberziehen, kehrt die gute Stadt Heidelberg mit ihrem verlassenem Schloß, ihren Kirchen und Thürmen, ihren engen Gassen und ihren fröhlichen Bürgern immer wieder. Mannheim mit seiner zerfallenen Feste, das schnakenreiche Schwezingen mit dem nahen Ketscher Wald und den guten Erdbeeren können über dem prunkvollen Versailles und Trianon, über der Stille von Marly und St. Cloud nicht vergessen werden. Aber

jede Erinnerung klingt in wehmütigem Tone aus. „Ich glaube, wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen.“ Feuer und Rauch steigt über den Stätten der glücklichen Jugend zum Himmel auf. In der Galerie zu St. Cloud hängt das Schloß mit dem Garten, sie sieht den Platz, wo sie in ihrer Jugend gehegelt und zu Nacht gegessen hat. „Will nicht davon reden, es ist gar zu traurig“, so bricht sie ihre Gedanken verschleichend mitten im beredten Eindrücke der Erinnerungen wieder ab. Raugräfin Luise war im Oktober 1718 wieder in Heidelberg. Da braucht Liselotte nur davon zu hören, und die Tränen treten ihr in die Augen. „Es ist mir durchs Herz gegangen“, sagt sie, und wie es ihr ums Herz ist, so schreibt sie es nieder. Alles wird da vor ihr lebendig. Wenn Luise vielleicht in des alten Landas Haus am Kornmarkt gewohnt, da hat sie ja das „arme Schloß im Mondschein“ gesehen, so wie es heute wieder herniedersehaut, wenn im herbstlichen Gewölke halbverloren das Mondlicht über gebrochene Mauern seine geisterhaften Schatten wirft.

So verfolgt sie in Gedanken den Weg ihrer teuern Luise. „Mich dünkt, ich sehe Euern Weg von hier, werde die ganze Vorstadt durchfahren durchs Spenerer Thor, laßt Kirchen und Wiblingen auf die rechte Hand und fährt bei Ostersheim und Äpelle vorher durchs kleine Wäldchen,



hernach nach Schwezingen.“ Auch von Schwezingen bis hinein ins Heidelberger Schloß, durch den viereckigen Turm mit seinen geharnischten Wappenhaltern und der Uhr darüber, beschreibt sie uns den Weg. Alle Örtlichkeiten, Häuser und Kirchen, am Wege den Brunnen mit den zwei Röhren, vor einem Hause das Aushängeschild mit den zwei Schaffscheren hat sie deutlich vor den Augen. Denkt sie gar an das nahe Schriesheim, so werden heimatische Gefühle auch im Magen wieder lebendig, denn die Trauben fallen ihr ein, so im Übermaße sie genossen und nun schon längst wieder glücklich verdaut hat. „Habe so erschrecklich gefressen, daß mir der Bauch so dick geworden, daß ich nicht mehr gehen konnte, hat mir aber nicht geschadet, sondern nur bessere Luft zum Mittagessen gemacht.“

Wie freut sie sich, zu hören, daß das „gute, ehrliche Heidelberg wieder so wohl gebauet ist. Gott wolle es vor fernerm Unglück bewahren. Aber seit Monsieur de Louvois todt ist, brennt und sengt man nicht mehr, wie zu seiner Zeit. Hoffe also, daß es nicht mehr wird gebrennt werden.“ Wie alles nun gebaut und aussieht, will sie wissen, ob die Heiliggeistkirche ihr spitzes Dach wieder erhalten hat und die alte Neckarbrücke wieder hergestellt ist.

Nur das Schloß liegt noch öde und verlassen. Sie kann es den Neuburgern nicht verzeihen, daß sie das alte Stammhaus nicht wieder hergestellt und fernab in Düsseldorf in verschwenderischer

Pracht eine neue glänzende Residenz sich errichtet haben. Schon darum kann, nach ihrer Meinung, kein echtes Pfälzer Blut mehr in ihnen fließen. Der neue Kurfürst der Kurpfalz hätte nach ihrer Meinung besser getan, mit den zwanzigtausend Talern das „arme Schloß“ wieder zu bauen, als eine Opera. „Ei mein Gott, es ist den Hofleuten, ja gar den Fremden so viel hundert Jahr hier nicht beschwerlich gefallen, ins Schloß zu Heidelberg durch den großen Berg zu fahren und durch den Burgweg zu gehen, warum sollte es denn jetzt so schwer sein?“

Daß Karl Philipp das Schloß zu Mannheim zu bauen und unter seinen Pfälzern zu wohnen gedenkt, kann bei Liselotte nur Zuneigung für den neuen Herrn erwecken. Aber das Gerücht, er wolle den stolzen halbzerstörten Wohnsitz auf dem Jettenbühl rasieren lassen, macht ihr Sorge. Bei Karl Philipps Bruder, dem Kurfürsten von Trier, ist sie damals in einem rührenden Bittschreiben für Erhaltung ihrer väterlichen Burg eingetreten: „Weilen ich dort geboren und erzogen bin, kann ich solches nicht ohne Schmerzen hören, es hat mir schon so viele Tränen gekostet und würde mir aufs neue kosten, wo solches geschehen sollte. Ein Vater seiner Unterthanen kann nicht so grausam in dem armen Heidelberg haufen, eine solche That dürfte ihm nicht zum Ruhme gereichen.“

Wie sie in Gedanken da hinunterschaute auf die Dächer der Stadt, wo sie in ihrer Kindheit

sich an den Störchen auf den Kaminen amüßierte, wird's auch drunten lebendig. Alle die engen Gassen und Häuser, die frisch und säuberlich auf den Merianschen Kupfern vor Eiselottens feuchten Augen sich ausdehnen, bevölkern sich mit lebendigen Gestalten, oft nur in unklaren Umrissen werden sie von ihrem Gedächtnisse erfaßt. Alte Bekannte sind es, Kinder der Honoratiorenwelt, die, Spielgenossen ihrer Jugend, nun selbst wieder Kinder und Enkel um sich versammeln, so daß Eiselotte die Generationen schon nicht mehr auseinander halten kann und von der Raugräfin ihrem Gedächtnisse sich aufhelfen lassen muß. Die Nebel, Landas, die Spina leben im Halbdunkel der Erinnerung. Was die kleine Spina macht, die Karl Ludwig „noch so schöne Märcher verzählen konnte“, will sie wissen. Aus allen Winkeln und Ecken tauchen auch die Gestalten des kleinbürgerlichen Lebens, die Originalfiguren der Straße hervor, mit ihrer hausgebackenen, aber frohen Denkart, ihren lebendigen Reden, Sprüchen und Flüchen. All der Dienerschaft ihres Vaters erinnert sie sich noch in späteren Jahren und will von ihrem Schicksale hören. Mit dem Kutscher Ambrosius und dem Peter mit dem roten Schnauzbart hat, wie das ehren- und wetterfesten Fuhrleuten alten Schlages gerne von der Jugend zuteil wird, auch Eiselotte dauernd Freundschaft gehalten.

So wie nun das heimatische Volk in ihrer Erinnerung weiter lebt, ist sie aber auch selber

geblieben. Ihre angeborene Naturwüchsigkeit konnte von der fremden, verfeinerten Kultur eines ganzen Menschenalters mit ihren verführerischen Reizen und Mitteln nicht überwuchert werden. Am wenigsten machte auf sie die französische Mode einen Eindruck. Statt dieses Vorbild nachzuäffen, sollten, nach ihrer Auffassung, die deutschen Frauen eine Ehre darin suchen durch Tugend und Ehrbarkeit anderen Nationen ein gutes Beispiel abzugeben. „So jung, als ich auch gewesen, habe ich doch nie die Fantasei, so unsere ehrliche Teutsche haben, die französische Moden zu folgen, begreifen können, denn mich deucht, daß nichts raisonnableres war, als daß sich ein jeder kleiden mögte, wie es ihm am bequemsten und gemächlichsten ist.“ So sehr sie darauf sah, daß bei Hofe auch im Äußeren der Respekt vor dem König gewahrt blieb, so besaß sie doch für solch hohen Zweck nur, was unbedingt nötig war: grand habit für die Cour und ein Reitkleid für die Jagd. „Habe auch in meiner Garderobe nur einen einzigen Nachtrock, um damit aufzustehen und zu Bett zu gehen.“ „Pußen“ wollte sie sich nie. Auch alle äußeren Schönheitsmittelchen, wie sie das gefallsüchtige, höfliche Volk jener Tage ausstudierte, um damit auch den deutschen Damen ihre naturfrischen, rosigten Wangen mit fremdartigen Pinselstrichen zu verderben, waren Lijelotte fremd. Sie wollte lieber ihre Runzeln haben, „als weiße Sachen auf dem Gesicht“. „Bin mein Lebtag mit keinem Ge-

schmier umgangen.“ Doch die gute Luft und die liebe Sonne hatten diesem Naturkinde ihren Gruß in frischen, kräftigen Farben aufgetragen. Von früh Morgens bis spät zum Abend auf der Jagd, kam sie sonnenverbrannt, „roth wie ein Krebs“ nach Hause. „Wenn Euer Liebden,“ schreibt sie an Sophie nach Hannover, „meine Hände küssen, ist es wohl eine rechte Fastensack, denn die Mortification sowohl, als wie die Demuth würde sich hierin finden, denn ich glaube nicht, daß wüschtere (ums auf gut pfälzisch zu sagen) und röthere Poten in der ganzen Welt können gefunden werden, als die meine sein.“

Liselotte hatte auch von Eitelkeit nichts gelernt am französischen Hofe. Eine Schönheit ist sie ihre Lebtag nicht gewesen, hat sich auch dafür nicht gehalten. Doch die zahlreichen Bilder, die wir von den Tagen ihrer Kindheit an von ihr besitzen, zeigen uns, daß ihr selbstgezeichnetes Porträt glücklicherweise nicht alle Ähnlichkeit mit den Werken des Pinsels hat. Wer Liselotte aus dem Bilde sich erinnert, dem schwebt immer ihr großes Porträt von Hyacinthe Rigaud vor, wie es in Stichen und Dervielfältigungen heutzutage populär geworden ist. Liselotte selbst sah in diesem Meisterwerke ihr am besten getroffenes Ebenbild. „Man hat sein Leben nichts Gleicheres gesehen, als Rigaud mich gemalt hat.“

Dieser Künstler ist der offizielle Porträtmaler der Höfe, ganz nach Etikette, mit pompöser zereemonieller Staffage sitzen oder stehen seine Figuren da.

So haben wir Liselotte als Herzogin von Orleans vor uns im grand habit unterm kostbaren Hermelinmantel, der mit den Lilien Frankreichs geschmückt ist. Stolz und Energie, beide in hohem Maße ihr eigen, sprechen aus ihren Zügen. Von den feineren Linien der stuartischen Herkunft ist nicht mehr viel zu merken, gesund, derb und kräftig, ihrem innern Wesen verwandt, ruht der stark gebaute Kopf auf kräftigen Schultern. Streng und ernst, der äußeren Würde entsprechend, mehr offiziell königlich als ungezwungen natürlich, blickt Liselotte in die Welt, nicht so, wie sie losgelassen aus dem höfischen Zwange uns entgegentritt. Aber eine ehrbare, würdige deutsche Frau ist es, deren kräftige Hand die Krone Orleans berührt. Ihre wohlwollenden, treuherzigen Züge sprechen weit mehr aus dem Bildchen heraus, welches sie für Etienne Polier hat malen lassen. Auch den Lesern dieser Blätter tritt dieses Medaillonporträt vor Augen. Ihre graziöse Figur, wie sie Weenix uns gemalt hat, ist längst verschwunden. Sorgen und Ärger, wie sie selber scherzhaft gesteht, haben sie dick und rundlich gestaltet. „Mager wie ein Scheit Holz bin ich aus der Pfalz gekommen, aber nun bin ich eine alte, dicke Pagode.“ Ihr stark und breit angelegtes Kinn und die schwer herabhängenden, von Blatternarben durchfurchten Backen, ihr sonnenverbranntes Gesicht paßten nicht einmal übel dazu, doch zur Schönheit trugen sie nicht bei. „Bin eine wüste, häßliche Figur; habe aber das



Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.  
Gemälde von H. Rigaud in der Galerie zu Braunschweig.

Glück, gar nichts danach zu fragen, denn ich begehre nicht, daß jemand verliebt vor mir sein solle.“ Mehrfach hat sie besonders in älteren Jahren in drolliger Weise ihr Porträt gezeichnet. „Wie Euer Liebden,“ schreibt sie im Alter von 60 Jahren an Sophie, „dero Liselotte gesehen und sie so wohl laufen und springen konnte, war sie leicht und jung. Nun bin ich alt und schwer, das gibt große Veränderung. Ich bin gewiß, daß wenn ich so glücklich wäre, daß Euer Liebden mich an einem Ort sehen könnten, so Sie nicht vermuthen, daß ich da wäre, wenn ich nicht redte, würden Sie mich ohnmöglich kennen. Meine verrunzelten Augen, meine hängenden großen Backen, meine schneeweißen Haare, meine Höhlen zwischen den Ohren und Backen und mein groß doppelt Kinn würde Euer Liebden gar nicht an Liselotte erinnern. Ich gleiche mir selbst in nichts mehr, mein langer Hals ist ganz kurz geworden, habe nun dicke, breite Schultern, abscheulich dicke Hüften.“ Der Raugräfin Luise hat sie alle ihre Runzeln aufgezählt. „So bin ich ein artiges, braunes Schätzchen.“ Aber was tut's? Auch die Schönheit ist schließlich, wie alles, ein Verhängnis; „wenn wir unsere eigenen Künstler wären, so würde man überall nur auserlesene Schönheit sehen.“ Ob hübsch oder häßlich, ein Rauschblattknecht fragt nicht danach.

Als ein echtes, unverdorbenes Naturkind liebte sie die Natur und verstand ihre Sprache. Hier fand sie Wahrheit und Freiheit, nichts war ge-



künstelt in dieser Welt, wo die Sonne sie grüßte und die Wälder im Winde rauschten. „Im grünen Gras bei einem Brunnen zu essen,“ gab ihr besseren Appetit als an der königlichen Tafel, wo jede Bewegung geregelt war. „Was die Natur macht, finde ich allezeit schöner, als was die Menschen machen, so magnifique es auch sein mag.“ Die Nachtigallen singen, die Frösche quaken zu hören, ist Musik für ihr Ohr, lieber als die Stimmen der Menschen und die schönste Opera. Ursprüngliche Kraft, volles Leben fühlt sie nur draußen in Feld und Wald. Keine Situation kann sie so schön finden, wie ein fließend Wasser. Ein Gewitter, das im gewaltigen Donner zu uns redet, kommt ihr als ein „magnifique spectacle“ vor, es macht die Allmacht Gottes admirieren, wie wunderbarlich er alles in der Natur gemacht hat. Nicht Paris, der „abscheulich stinkende Ort,“ dessen Luft sie krank macht, sondern die Schlösser auf dem Lande, im kühlen, stillen Walde ziehen sie an: Marly mit seinem schattigen Parke, Fontainebleau, „das so deutsch aussieht“, mit seinen kühlen, traulichen Gemächern und Kammern, von deren Fenstern aus sie neugierig alles beobachten kann, was im cour du donjon oder im Küchenhof vor sich geht. St. Cloud liebt sie vor allem. „Es ist der schönste Ort der Welt.“ Da sieht sie vom Schreibtisch aus durchs offene Fenster das Sodom mit seinem Häusermeere am fernen, duffigen Horizonte auftauchen, das liebliche Seinetal mit üppigen Feldern, blühenden Gärten und grün-

schimmerndem Gehölz zu ihren Füßen, die schönen Dörfer Vanvres, Vaugirard und Issy zur Rechten, den Bois de Boulogne „mit der steinernen Brücke“ zur Linken vor sich liegen. „Natur geht über Kunst.“ Wiesen und Felder sind ihr lieber, als die gleichmäßig zugestutzten Hecken und abgezeichneten Beete französischer Gartenkünstler, lieber sieht sie den aus feuchtem Erdreich hervorsprudelnden Quell, die vom Felsen herabrauschenden, alles mit sich fortreisenden Wasserströme in ihrer ursprünglichen Lebenskraft, als das von Menschenkunst eingezwängte, in seinem natürlichen Drange gehemmte Element. Innerlich mit dieser Natur verwandt, sucht sie auch im Umgang mit ihr Vergnügen und Gesundheit. Als kühne Reiterin und Freundin der Jagd ist sie an der Seite des Königs eine gern gesehene Figur. „Das ist ein rechte Lust vor ein Rauscheblattknecht, wie ich bin, denn man darf sich da nicht viel buzen und roth anthun, als wie bei dem Ball.“ Alles ist voll von Lebensfrische in ihr, wenn sie das schwere „grand habit“ ablegen und in einfachem Jagdkleide sich frei fühlen darf. So jagt sie auf flinkem Pferde den Hirsch und scheut auch die Gefahren der Wolfsjagd nicht. Dabei hat sie manchen Fall getan, manches Abenteuer erlebt. Klitscht auch einmal das Pferd, vom verfolgten Tiere ins wilde Rennen gebracht, auf dem feuchten Boden aus und Eiselotten geht beim Fall der Ellbogen entzwei, so sucht sie bei der natürlichen Weisheit des Volkes Hilfe, läßt sich

von einem vorübergehenden Bauern die Knochen einstweilen wieder zusammenslicken und kommt unter Kopfschütteln der gepuderten Hofärzte wohlgenut zu Hause wieder an.

Die Natur, die alles gut meint und recht macht, kann nach ihrem starken Glauben auch heilen. So wenig, wie „den Pfaffen“ über ihre Seele, läßt sie auch den Doktoren ein Recht über ihren Leib. Sie sind beide „Charlatans wie die Advocaten“. Schon bei ihrem Eintritt in die französische Gesellschaft hat sie sich gegen ärztliche Verordnung gewehrt. Sie wollte keines Arztes Sklavin sein, „und erklärt, selbst wenn er ein Engel wäre, könne sie niemals einen Doctor lieben“. „Die Doctoren müssen, wohl etwas daher sagen, von ihrer Kunst, um sich nöthig zu machen. Ich finde aber nichts Gelehrters, als die Natur, lasse also selbige walten. Es ist doch alles Hazard, denn man kann in den Leib nicht sehen, was vorgeht und was schon einem hilft, schadet dem andern und ich bin persuadirt, daß die inwendigen Leiber der Menschen eben so unterschiedlich sein, wie die Gesichter, also was einen salvirt, bringt das andere ums Leben.“ Alle Arzneien sind ihr zuwider, denn sie wird „grittlich wie eine Wandlaus davon“. So folgt sie, nur um nicht geplagt zu werden, zeitweise auch dem Arzte, das übrige stellt sie dem lieben Gott anheim. Ein Stück Determinismus steckt auch in Liselottens Medizin.

Unverfälschte kraftvolle Natur wollte Eise-

lotte aber auch in den Menschen sehen. So ist es kein Wunder, daß sie sich über den englischen König Jakob II. und seine Einfalt lustig macht, robuste und ungehobelte Figuren, wie Peter der Große ihr imponierten. Am französischen Hofe hat sie den Zaren kennen gelernt. Er erscheint ihr als ein guter Kerl nur weil er „gar nicht affectirt und ohne Façon ist.“ In ihrer Umgebung waren diese Bilder verfälscht. Man sah nicht mehr was gut und schlecht, wo Wahrheit und Trug sich abgrenzten. Nur auf der Bühne, in der dramatischen Kunst trat ihr das Leben entgegen so wie es ist: die Menschen mit ihren Tugenden und Lastern, ihrem Kämpfen und Ringen, ihren Freuden und Leiden. Die Welt, die sie umgibt, hat bei Molière keine Maske mehr vor. „Man spielt den Tartuffe desto gehetzter, indem Niemand prätendirt, ein Tartuffe zu sein,“ schreibt Eiselotte 1692, „ich glaube aber, daß wenn jemandes jetzt dergleichen Komödien machen sollte, würde es nicht gut geheißten werden, indem man alsdann glauben würde, daß man etliche Originale abgecopirt hätte, so jeziger Zeit hoch am Brette sein.“ Alle seriösen Sachen werden nach Eiselottens Auffassung nirgends in der Welt so angenehm vorgebracht, wie in den Komödien. Weder der Pfarrer auf der Kanzel noch der Geschichtschreiber gibt die Welt wie sie ist. „In der Kirch lehrt man's unangenehm, aber in den Komödien wird es angenehm vorgestellt, wie die Tugend belohnt und das Laster gestraft

wird.“ „In den Historien seind mehr Lügen, als in den Komödien, denn da raisonnirt man und gibt Ursachen von den Evenements, woran kein Mensch nie gedacht hat. Die Komödien seind wie die Welt geht.“ Ein Stück, wie *le mort de Pompée* „mit seinen noblen Sentimenten,“ meint Eiselotte, gäbe der Seele mehr Nahrung, als eine Predigt. „Denn man meint, der Prediger sei davor bezahlt, über die Laster zu schmähen, aber durch Exempel zu sehen, was Lob die Tugend erwirbt und was Verachtung das Laster nach sich zieht, das touchirt mich mehr.“ Der ernstesten hohen Aufgabe der Komödie ist sich Eiselotte wohl bewußt, sie bekundet auch über die ausübende dramatische Kunst ein gesundes Urtheil, sie achtet wohl auf gutes und schlechtes Spiel und stellt an die Künstler die größten Anforderungen. Die sittliche Aufgabe des Schauspielles steht in ihren Anschauungen so hoch, daß sie selbst im stark betonten Reiz des Sinnlichen noch lange keine Sünde und die tiefere Wirkung einer großen Dichtung nicht beeinträchtigt sieht. „Augen und Ohren zu kitzeln, wenn es nur zum Guten führt,“ ist nicht schlimm. „Wen die Opera und Komödien ändern, deucht ohnedem nichts, denn nach der heiligen Schrift ist dem Reinen alles rein.“ So hat sich Eiselotte trotz des Verbotes der französischen Geistlichen und der um das Seelenheil ihrer Gemeinde besorgten lutherischen Pfarrer zu Frankfurt, ihren „größten Spaß, den sie in der Welt hat, nicht verderben lassen“.

Liselotte ist von dem richtigen Gefühle geleitet, daß diese auf den Brettern sich bewegende Welt nur durch die Macht der Sprache, nicht durch die musikalischen Mittel jener Tage ihrem Innern zugeführt werden konnte. Das musikalische Drama unserer Zeit hätte auf diese Frau einen ebenso tiefen Eindruck gemacht, wie das Schauspiel sie zum Weinen brachte, wenn sie Iphigeniens Tod auf der Bühne sah. So blieb für sie die herrschende italienische Oper nur eine „Katzenmusik“. Das Schauspiel, nicht die Opera zog Liselotte an.

Doch sie brauchte die Loge nicht, um von hier aus mit ihrem „sens commun“ die Welt zu betrachten, stand sie ja mitten auf der Bühne. Ohne mitzureden schaute sie noch mehr hinter die Kulissen, als auf das Publikum. In hunderten von Briefen hat sie uns aus der unmittelbaren Umgebung heraus dieses Leben in heitern und düstern Farben, in humorvoller und bitterböser Stimmung geschildert, sie selbst, nach Rang und Ordnung eine der ersten in dieser Gesellschaft, doch in ihr eine Fremde. Hat sie auch in den ersten Jahren ihres Aufenthalts vom Reize dieser neuen, glänzenden Welt sich bestriicken lassen, so öffneten sich ihren klaren Augen doch bald die tiefen, dunklen Hintergründe dieses Lebens mit dem raschen Niedergang seiner besten Kräfte, seinem äußern Schein, seinen Intriguen, seinen Sünden und Lastern. „Wer das Lachen vertreiben will, mag sich nur in Frankreich ver-

heirathen, es wird ihm bald genug vergehen.“ „Alles ist nicht Gold was glänzt,“ sagt sie, „und was man auch von der französischen Libertät prahlen mag, so sind alle Divertissementen so gezwungen und voller Contrainte, daß es nicht auszusprechen ist.“ Frei von leeren Ceremonien und Komplimenten wollte sie leben. „Ich hätte alles, was Ceremonien ist oder Art davon hat.“ „Blindekuh und Versteckelspielen, so man schwätzen und lachen darf oder artige Räthselger zu hören,“ waren mehr nach ihrem Geschmack, als ein prunkhaftes Vergnügen oder das übelgewohnte Glückspiel, bei dem sie als Unbeteiligte „einsam am Kamine sitzen“ und sich langweilen mußte.

Unverfälscht, wie die Natur, die sie liebte und verstand, blieb Eiselotte auf einem Boden, der so viel Unnatur in den Formen der feinern Lebensart wie der Ausartung der Lebensführung immer von neuem erzeugte. Tugendhaft und rein blieb sie in dieser gefährlichen Luft, unverdorben unter einem verdorbenen Geschlecht. Doch nicht wie eine Sittenrichterin, die auf ihre eigene Tugend pocht, urteilt sie über ihre Umgebung. „Es ist ein großer Irrthum,“ sagt sie, „wenn man meint, die ganze Welt zu corrigiren, man hat ja Mühe sich selbst zu corrigiren und zu bessern, geschweige andere. Das kommt Gott allein zu.“

Als aber das Weltgericht mit seinem harten Urtheile kam, da hat niemand so aufrichtig und theilnahmsvoll für das Unglück des königlichen

Hauses und des Landes gefühlt, wie Eiselotte. Sie sah noch das in seiner glänzenden Macht einst stolze Frankreich unter den Schlägen des spanischen Erbfolgekrieges niedersinken, den Ruhm des Königs erblassen, das Unglück in raschen Schritten heraneilen und die blassge Gestalt der Hungersnot über erntelose Fluren dahin schleichen. Drei Generationen des königlichen Hauses rafft in kurzer Zeit der Tod hinweg. Kaum war 1711 der Dauphin gestorben, als auch ein Jahr danach sein Sohn, der Duc de Bourgogne, als tüchtiger Charakter, von edler Menschenliebe und staatsmännischer Begabung die berechtigte Hoffnung des Volkes, ihm gefolgt war und 1714 auch der nächste Thronerbe, der Herzog von Berry, Eiselottens Enkel, im kindlichen Alter ins Grab sank. Sie muß hören, daß man dem Gifte ihres eigenen Sohnes die Schuld an dem vielen und raschen Sterben gibt. „Des Königs Betrübnis aber,“ schreibt Eiselotte, „hätte Steine erweichen können.“ Teilnahmsvoll steht sie an seiner Seite, um ihm die trüben Gedanken durch ihre heitere Unterhaltung zu vertreiben, aber zum Lachen machen reichten ihre Scherze nicht mehr aus, sie war froh, wenn sie nur ein „Schmunzeln“ in seinem ernstesten Gesichte sah. Am 1. September 1715 nahm sie von Ludwig XIV. an seinem Sterbebette Abschied. „Der König,“ schreibt sie unter den frischen Eindrücken seines Todes, „hat mir versichert, daß er mich allezeit geliebt hätte und mehr, als ich selber gemeint, daß es ihm leid



sei, wenn er mir jemals Chagrin gegeben.“ Die gute Liselotte vergißt darüber alles, was man gegen sie getan hat.

Nun unternimmt es ihr Sohn Herzog Philipp als Regent, das sinkende Staatsschiff weiter zu lenken. Ein Mann von Talent und Geist, der auch gerne und mit Verständnis das Erbe des künstlerischen und wissenschaftlichen Frankreich pflegte, als Kriegsmann draußen im Felde erprobt, ein ritterlicher, vornehmer Herr, aber ein Wüstling und Trinker. Liselotte hat uns kein Hehl gemacht aus dem lasterhaften Leben ihres Sprößlings. Wir wissen, daß sie an diesen Früchten der Erziehung schuldlos war. Nicht als die Herzogin von Orleans, sondern als Mutter steht sie mit schlichtem Rate dem Regenten zur Seite. Jedem politischen Einflusse hat sie entsagt. Politik ging über ihren Horizont. „Ich thue mein Leben nichts,“ sagt sie in naiver Bescheidenheit, „worin mein Verstand erscheinen kann.“ „Ich habe mir selber Justice gethan und weil ich wenig und gar geringe Opinion von meinem Verstande habe, die Partie genommen, mich in nichts Hohes noch was die Regierung angeht zu mischen. Die französische Luft ambitieux zu werden, alles regieren zu wollen hat mich Gott sei Dank noch nicht angesteckt.“ So blieb sie „terre à terre“ und tat gut daran.

Aber die Regentschaft ihres Sohnes erfüllt ihre letzten Jahre mit schweren und bangen Sorgen und trübt ihren Blick in die Zukunft

Frankreichs. Nun sieht sie das Bastardengeschlecht des Königs, vor allem den ihr verhaßten Duc du Maine, als die intriguanten und erbitterten Gegner ihres Sohnes, die eben erst ebenbürtig dekretierte Aristokratie am Ruder des Staates. Während sich das Schauspiel der Fronde zu wiederholen scheint, beginnt auch das Volk zu murren und die ersten Wetterwolken der künftigen Revolution steigen am Horizonte auf.

Unter dem schwindelhaften Zusammenbruche der Lawschen Bank, der Tausenden den Lebensnerv zerstört hat, hört Eiselotte den Fluch des betrogenen Volkes auf das Haupt des Regenten herniedergehn. Am 17. Juli 1720 erhebt sich jener Aufstand, der im wilden Ansturm auch das Palais Royal bedroht. Eiselotte kennt ihr Pariser Volk, sie weiß, daß unter ihm sie gerne gesehen wird und läßt sich nicht bange machen. Herzhaft fährt sie mitten hinein, in die tobende Menge. An der Rue St. Honoré kann sie vor dem aufrührerischen Menschengewühl nicht hindurch kommen und muß eine halbe Stunde halt machen. Was geschieht? Statt zu schelten, wird das erregte Volk ruhig und segnet die brave Frau.

Eiselotte hat in den langen Jahren ihres Lebens viel erduldet und ertragen. „Meine Verdrießlichkeiten,“ sagt sie einmal, „sind wie die Köpfe von der Hydra von Lerna, wenn einer abgeschlagen, kommt ein anderer wieder.“ Doch es war ein Los, was so viele mit ihr teilen, wenn sie auch nicht auf der Höhe der Gesell-

schaft stehen. Sie hat nichts Verwandtes mit den Figuren, die in das Getriebe der Weltbühne hineingeboren, in den Gang der Geschichte eingreifen, von deren Schicksalen das Glück und Unglück der Völker abhängt. Was sie erlebt, spielt sich allein in ihrem Innern ab, rein menschlich, nicht in der Wechselwirkung welthistorischer Konflikte berührt es uns. Wohl kann sie unser Mitleid erregen, aber mit dunkeln Farben allein läßt sich ihr wahres Charakterbild nicht darstellen. Was sie uns so anziehend macht, ist doch gerade die heitere Seite ihres Wesens. Sie ist wie die Natur ihres Heimatlandes, die nach heftigen Gewitterstürmen immer wieder freundlich uns anlacht, eine echte Pfälzerin, in deren Innerem rasch und lebendig alle Gefühle auf- und niedersteigen, dem Quecksilber gleich, das im Wetterglas emporschnellt, wenn die Luft rein geworden und die Sonne nur ein wenig wieder aus den Wolken hervorschaut. So nimmt sie diese Welt wie sie ist. Nur wer das Volk am Neckar und Rheine kennt, versteht auch den raschen Wechsel und die vielen Widersprüche in Eiselottens Stimmung. Sie könnte manchmal das Leben leidig werden in der geräuschvollen, unehrlichen und falschen Gesellschaft und ist doch wieder gerne überall dabei, wo etwas los ist. Melancholisch gestimmt, bis zum Tode betrübt, kann sie auch wieder lebendig werden, wo es fröhlich zugeht. Schon weit über die Fünfzig hinaus macht sie auf dem Maskenball ihre gewohnten Späße, daß

sie meinte, „der König müßte sich krank lachen über ihre Maskerade“. Trotz aller erlebten Trübsal denkt sie doch gerne zurück an die Zeiten, da sie als würdige Madame von Frankreich mitten im Hofleben stand und eine Rolle spielte. „Wollte Gott der König lebte noch,“ sagte sie einmal späterhin. „Ich hatte mehr Trost, mehr Vergnügen an einem Tag, als ich in den sechs Jahren von meines Sohnes Regence habe. Einst war es ein Hof und kein bürgerlich Leben, an das ich mich nicht gewöhnen kann, in dem ich all mein Leben bei Hofe geboren und erzogen bin.“ Als Herzog Philipp, ihr Gemahl, in späteren Jahren sich die Hörner abgelaufen hat, sind bei Eiselotte auch die kummervollen Tage vergessen. Im Grunde genommen war auch dieser Wüstling „ein guter Herr“ und nur ein Opfer der Verführung. Ungelesen wandern nach seinem Tode die Erinnerungen an die Herrschaft der galanten Damenwelt ins Feuer. „Denkt auch der beste Mann den Teufel nicht,“ so soll doch kein Schatten auf dem Andenken auch eines schlechten Mannes ruhen, der so schwer gegen Eiselotte gesündigt hat. Es liegt ein großer und edler Charakterzug in diesem Vergeben und Vergessen. Scherzend gesteht sie gar oft, daß sie unter Kummer und Sorgen dick, fett und runzelig geworden sei. Was tut's? „Es ist gar zu wahr, daß Traurigkeit zu nichts nuß ist, die Lust runzelt eben so sehr, wie der Chagrin und wenn man oft in die Sonne und den Wind geht, runzelt man

unfehlbar. Das Lachen runzelt ebenso sehr, wie das Weinen. Lustig sein," sagt Eiselotte, „macht gesund, traurig sein krank. Nichts ist gesunder als der gute Humor.“ Solch eine Lebensphilosophie ist in der Pfalz zu Hause.

Zu den Verdrießlichkeiten, die ihr den guten Humor so oft verderben, kam nun auch das Alter mit seinen kleinen und großen Gebrechen und die Zeit, da man sich nach Ruhe und Stille sehnt. Schon seit des Königs Tode zieht sich Eiselotte mehr in die Einsamkeit zurück, lebt lieber mit ihren Hunden und Vögeln zusammen, als mit Menschen, blättert gerne in ihren Kupferstichen, freut sich an den Medaillen und geschnittenen Steinen, die sie mit Eifer und Verständnis gesammelt hat. Kommt der Frühling ins Land, dann eilt sie aus dem geräuschvollen und sündhaften Babel an der Seine in die Stille von St. Cloud, wo die Nachtigallen ihr Serenaden darbringen und die Waldluft ihre sinkenden Lebenskräfte wieder auffrischt. „Es ist kein Karthäuser," schreibt sie, „so ein stiller und einsamer Leben führt als ich.“ Im Rückblick auf vergangene Tage geht es ihr wie vielen, denen im zunehmenden Alter die neuen Verhältnisse und das heranwachsende Geschlecht als eine verkehrte Welt erscheint. Seit dem Tode ihrer geliebten Tante (1714) ist hier ohnedies ein Stück ihres Lebens schon genommen worden und nur mit einer einzigen treuen Seele tauscht sie noch ihre Gedanken aus. Mehrfach auf unserem

Wege ist uns Raugräfin Luise begegnet. Es fehlte uns einer der schönsten und edelsten Züge im Charakterbilde der Liselotte, wollten wir ihrer innigen Beziehungen zu den raugräßlichen Kindern Karl Ludwigs vergessen. Vorab den Lesern der Briefe Liselottens sollen sie keine fremden Figuren sein.

Von den Söhnen der Luise von Degenfeld stand der älteste Karl Ludwig unserer Liselotte besonders nahe. Im Jahre 1658 geboren, kam er nur zu frühe, dem Gebote des Vaters gehorchend, an das damals so verwilderte Handwerk des Krieges. Mit fünfzehn Jahren schon hat er aus dem Kampfe gegen Turenne gefangene Franzosen mit nach Hause gebracht, auch 1675 sich tapfer mit dem Feinde geschlagen. Zur Kur seines Fiebers nach Heidelberg zurückgekehrt, sollte er in dieser unfreiwilligen Muße, nach Karl Ludwigs Wunsch, „im wahren und vernünftigen Christentum“ etwas besser informiert werden. Mit welchem Erfolge dies geschah, wissen wir nicht. Unter der Führung Ezechiel Spanheims hat er bald danach im Jahre 1677 in Holland Land und Leute und das Staatsleben kennen gelernt. Dann aber begannen seine Kreuz- und Querzüge zu Wasser und zu Lande. Unter dem Herzog von Lothringen sehen wir ihn gegen Crequi an der Mosel und Saar kämpfen, an der Belagerung von Tanger (1680) nimmt er auf einem englischen Kriegsschiffe teil. Durch Vermittlung der Herzogin Sophie in hannoversche Dienste ge-

kommen, zieht er an der Spitze eines Reiterregiments 1684 gegen die Türken. Bei Patras aber erreichte er die Höhe seines Ruhmes, als er die zur Unterstützung Venedigs abgeschickten Truppen siegreich befehligte. Mit Stolz redet seitdem Herzogin Sophie von diesem Bruder, dem sie als Christenbefreier in einem nach Korinth gerichteten Briefe einen größeren Erfolg als dem Apostel Paulus zuschreibt. Bei der Belagerung Negropontes vom Fieber befallen, hat der tapfere Mann sein Leben beschlossen.

Das Verhältnis Eiselottens zu diesem Stiefbruder blieb ein rührendes. Als er sie 1673 besuchte, ist die Freude groß. „Herzliebster Schwarzkopf, es freut mich im Herzhäusle drinne, daß Du mein guter Bub ankommen bist,“ schreibt sie an ihn, voll Ungeduld, ihn nun bald zu sehen. Nimmt ihm auch nicht übel, wenn er nach Soldatenart nicht gerne lange Briefe oder gar nicht schreibt. Kommt aber ein Brief, dann ist sie überglücklich. „Ihr seid ein braver Bub,“ schreibt sie einmal, „daß Ihr Euch nun wieder einmal mit Schreiben einstellt, und wenn Ihr mir nicht bald geschrieben hättet, so hättet Ihr einen Brief von mir empfangen, worin ich ärger geknottert hätte, als Euere Mama, wie Ihr nicht stille habt sitzen wollen, als man Euch gecraioniret hat.“ Das „liebe Karluschen“ wird auch als wetterfester Kriegsmann immer noch im Tone der Kinderstube behandelt, aber hohe Achtung und tiefgehende Liebe spricht aus der Stieffchwester

herzlichen Grüßen. Als er nach manchen Heldentaten „capabler Offizir“ geworden, will sie zwar versuchen, ihn nicht mehr als „Kind zu tractiren“. Doch sie bringt's nicht zuwege. „Wenn Ihr hier wäret, glaube ich doch, daß ich Euch noch wohl etlich mal liebes Schwarzköpfel heißen würde, welches sich wohl in dem Schneegebirge von Tirol nicht wird gebleicht haben.“ „Bübel vergiß es nur nicht,“ sagt sie zu dem tapfern Oberst, da sie an die Frau Raugräfin ein paar Aufträge für ihn hat. Seiner Ähnlichkeit mit dem Vater verdankte er ganz besonders die Zuneigung der Stieffchwester. Liselotte rühmt seine Offenherzigkeit. Hierin waren beide einander innerlich verwandt. Des Raugrafen frühen Tod hat die Herzogin von Orleans niemals überwinden können, noch im hohen Alter kann sie nur unter Tränen von ihm reden. Der „brave Bub“ blieb treu in ihrem Gedächtnis.

In jugendlichen Jahren war auch der zweitälteste, der Raugraf Karl Eduard, auf dem Felde der Ehre aus dem Leben gegangen. Zuerst in niederländischen, dann in kaiserlichen Diensten ist er vom badiſchen Türkenbezwiner Markgraf Ludwig hochgeschätzt worden, hat unter diesem Feldherrn 1688 in mehreren Schlachten gekämpft, erst zweiundzwanzig Jahre alt ist er dann bei Zarek 1690 gefallen. An Tapferkeit und Kriegslust dem älteren Bruder gleich, war er im Charakter von ihm grundverschieden. Ein verschlossener Mensch, der kaum Rede und Antwort



gab, niemals eine Meinung im Leben bekennen wollte, zeitweise recht unhöflich und malitiös war. So hat Liselotte diesen „Duckmäuser“ geschildert. So zwei Naturen paßten nicht recht zusammen, zumal die Mahnungen der Liselotte bei diesem Stiefbruder ohne jeden Erfolg blieben. „Denn so oft ich auch gebeten, mit mir offenherzig zu reden, so hab ich doch nichts anders aus ihm herauskriegen können als: Ja, Nein und ich weiß nicht. Gott gebe, daß die holländische Luft ihm die Zunge besser lösen möge.“ Aber weder die niederländische Luft noch die Türken haben ihn gebessert.

Viel Sorgen verbanden Liselotte mit ihrem Stiefbruder Karl Moritz. Er war ein hochbegabter Herr, von lebhaftem Verstand, zum Gelehrten geboren, von einem bewundernswerten Gedächtnis. Nach seinen Studien in Leiden, Utrecht und auf der Akademie zu Wolfenbüttel hat man große Dinge von ihm erwartet. Der gelehrte Fabricius meinte, der Raugraf werde einmal ein lebendiges Buch werden, so umfassend waren schon frühe seine Kenntnisse. „Seinesgleichen,“ meint Herzogin Sophie, „sei nicht mehr in der Welt, der soviel gelesen habe und soviel wisse. Eine kleine Figur, von unschönem Äußern, wenig geeignet, „eine Dame zu charmiren, wenn nicht der Verstand das Beste dabei that.“ Mit seiner Perücke à la Leibniz schritt er wie ein Gelehrter daher, und doch ist der hochbegabte Mensch niemals in der Studierstube hängen ge-

blieben. Dem Beispiele der Brüder folgend, hat er meist in brandenburgischen Diensten auf den Schlachtfeldern Lohn und Ehren gesucht. Wo sich in jener Zeit die Waffen kreuzten, am Rhein, in den Niederlanden oder in Ungarn, war der Raugraf Karl Moritz dabei. Von Hause aus ein gutmütiger Kerl, hat das Kriegswesen doch manche rohe Leidenschaft in ihm groß gezogen, einem Haudegen, der, wenn's draußen nichts zu schlagen gab, das gewohnte Handwerk gerne auf dem Rücken seiner Dienerschaft in Übung hielt. Von seinen menschlichen Schwachheiten aber war die Liebe zum Wein die größte. Als das Podagra in seine Beine kam, meinte Sophie wohl, nun werde er im Kopfe klüger. Aber leider ging auch der Geist über dem Saufen zugrunde. In Friedenszeiten hielt sich Karl Moritz gerne am hannoverschen Hofe zu Herrenhausen auf, wo der erfahrungsreiche und unterhaltende Kriegsmann ein gerne gesehener Gast bei der fürstlichen Tafel war, als ein echter Pfälzer, mittheilsam, nicht immer vorsichtig im Erzählen, „wenn der Wein seinen Effect nur halb gethan hatte. Kam's aber grob, ward's ridicul,“ sagt Liselotte.

Es ist rührend zu lesen, wie Liselotte, die doch zu Hause in der eigenen Familie genug Sorgen zu tragen hatte, an der Besserung dieses „Vollsäufers und Krakelers“ mit Milde und vernünftiger Nachsicht arbeitet. Sie liebte diesen Stiefbruder von ganzem Herzen und ließ nicht gerne unverdient Böses über ihn sagen. Seine

innerlichen Qualitäten sollten seine Fehler er-  
setzen am wenigstens durfte man sich über seine  
„Schönheit“ moquieren. „Nach meinem Sinn ist  
es besser,“ meint Lijelotte, „ein gut Gemüth zu  
haben, als ein schön Gesicht.“ Mit seinem „Sausen“  
nahm sie's dagegen ernst, während die aus-  
gelassene Sophie gleich rührend besorgt, doch gerne  
über den sonst geliebten Raugrafen zu lachen  
pflegte, wenn die Macht des Weines seine Schritte  
von der geraden Richtung abführte. Mit tiefer  
Betrübniß sah Lijelotte, wie unter dem unbezwing-  
baren Laster Leib und Seele eines jungen Mannes  
zugrunde ging, der „ein perfecter Philosoph“  
hätte werden können. Vergeblich hat sie ihm  
allezeit das Beispiel des nüchternen Vaters vor  
die Seele gehalten. Ungebessert ist er bis an sein  
Ende geblieben. Als er am Sterben lag und der  
Pastor Klenk ihn ermahnte, an sein Heil zu  
denken und Gott um Verzeihung zu bitten, gab  
er ihm die kurze Antwort: „Wenn Er moralisiren  
will, so ist Er nicht mehr mein Freund.“ So  
starb er als wackerer Krieger und Trinker am  
13. Juni 1702.

Von den Söhnen der Degenfeld sind nur  
zwei unserer Lijelotte unbekannt geblieben: Karl  
August, der schon als siebzehnjähriger Jüngling  
mit Karlsruh zusammen im Dienste der Venezianer  
gegen die Türken gefochten hat, durch Sophiens  
Vermittlung in brandenburgische Dienste kam und,  
erst neunzehn Jahre alt, vor der Schwadron des  
Regiments Huth in der Schlacht bei Hottom am

20. September 1691 einen ruhmvollen Soldatentod starb. Das jüngste der raugräflichen Kinder, Karl Kasimir, ist als hoffnungsvoller Jüngling auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel im Zweikampfe gefallen.

Alle aber, wie sie Raugrafen hießen, waren eigenartige Herren, gleichviel ob mehr Licht oder mehr Schatten auf ihren Bildern ruht. Wohin sie das Schicksal auch verschlägt, Liselotte folgt ihrem Lebensweg mit warmem Interesse. Sind ihr auch zwei der fünf Stiefbrüder niemals unter die Augen gekommen, so will sie froh darum sein, „denn ich weiß, was ich noch vor Schmerzen empfinde, wenn ich an meinen lieben Karl Ludwig gedenke; hätte ich diese gekannt, würde ich vielleicht sie auch bedauern.“

Anders geartet, wie die Raugrafen, waren ihre drei Schwestern. Vieles hatten jene vom Vater, Karl Ludwig, geerbt, vor allem die freie Auffassung der religiösen Welt, ein jeder lebte für sich nach seiner eigenen Gottesbetrachtung, fühlte den Geist Gottes lieber draußen in Sturm und Wetter als in den kahlen Wänden des reformierten Bethauses. Die drei Schwestern dagegen waren fest in ihrer reformierten Auffassung, nach der Meinung ihrer freidenkenden Tante Sophie vielleicht nur zu fest. „Der Heidelberger Katechismus,“ meinte sie, „sei nicht der Weg, um sein Glück im gegenwärtigen Jahrhundert zu machen.“ Scherzhaft pflegte auch Liselotte sie die „Devoten“ zu nennen. Auch im Sinne Karl Ludwigs war

eine stark ausgeprägte konfessionelle Richtung gar nicht. Seine der Hofdame gegebene pädagogische Instruktion war kurz und bündig: Die Mädchen sollten gut französisch und deutsch sprechen lernen, nicht heuchlerisch, nicht scheinheilig, aber auch nicht kokett und nicht intriguant werden. Nach des Vaters Wunsch sind sie alle so geraten, alle der alten Degenfeld gleich, von sanftem Charakter, anmutig und liebenswürdig. Nur eine von den Raugräsinnen, die 1659 geborene Karoline, hat den Stand einer vornehmen Ehe gewählt und dem Meinhard von Schomberg, Bruder des berühmten Marschalls Karl von Schomberg, ihre Hand gereicht. Nicht immer konnte sie dem weitverzweigten Lebenspfade des Gatten folgen, der, nach Vertreibung seines reformierten Geschlechts vom französischen Boden, draußen in der Welt als Kriegsmann ein ruheloses Leben führte. Karoline, die von Zeit zu Zeit auch in Heidelberg wohnte, ist nach sechzehnjähriger Ehe gestorben und in der Westminster-Abtei zu London begraben. Nur vorübergehend taucht ihr Bild in den Erinnerungen der Liselotte auf.

Ein kurzer Briefwechsel hat uns mit der zweitältesten der Raugräsinnen, mit Amelie Elisabeth bekannt gemacht. Auch Amelise, wie Liselotte sie nennt, war in ihrer Jugend mit ihren blonden Haaren, frischen Farben, ihrem schmalen Näschen, ein liebliches Geschöpf. Im reformierten Glauben gut geraten, mußte sie wegen ihrer Frömmigkeit manchen Scherz über sich ergehen

lassen. „Mit Demut den Himmel gewinnen zu wollen,“ war nicht nach Eiselottens Geschmack. Ließ doch die fröhliche „Rosenhäusern“, wie Eiselotte ihre deutsche Hofdame, die Frau Leonore von Rathsamhausen, nannte, durch die Herzogin der frommen Amelise sagen, sie möge nicht zu andächtig sein, weil Lenor mit ihr zusammen in einem Wagen in den Himmel fahren wolle. Aber die Raugräfin war eine lustige Christin, ihr Verstandnis für harmlosen Scherz war durch den Heidelberger Katechismus nicht verdorben worden. Sie hielt es gerne wieder mit dem alten Demokrit, in der wenig devoten Auffassung, daß alles in der Welt des Auslächens wert sei. Als im Jahre 1709 ihr Lachen zu Ende war, hat man sie zu St. Peter in Heidelberg beigesezt.

Dort ragt ein in schweren barocken Formen gemißelter Stein aus dem Halbdunkel des Chores hervor, der neben Amelie Elisabeth auch von Raugräfin Luise uns erzählt. Wenige der Andächtigen, die vom Geiste vergangener Tage in dieser Grabkirche erfaßt sind, wissen, daß hier ein Stück von Eiselottens Leben begraben liegt.

Luise, die jüngste von den Töchtern der Degenfeld, ist 1661 in Heidelberg geboren, zehn Jahre zuvor, als die jugendliche Eiselotte die Schwägerin des ersten Monarchen des damaligen Europa geworden war. Doch die Zeit genügte, um in gemeinsamen Jugenderinnerungen ein unzerreißbares Band der Freundschaft zu schaffen. Nicht anders

als die Prinzessin des Hauses wuchs auch Luise heran in Anmut und Bescheidenheit, dabei von ernstem Wesen. Alle die um sie waren schlossen sie ins Herz, Karl Ludwig vor allem, der in ihr das Ebenbild der Mutter sah. Sie muß in der That reich an Tugenden gewesen sein, daß sogar die Kurfürstin Charlotte diesem Ebenbild der Degenfeld ihre wärmste Zuneigung entgegenbrachte. So hat sie auch überall die Gastfreundschaft des pfälzischen Hauses genossen, mehrfach zwischen Heidelberg, Hannover, Kassel, auch bei ihrer Schwester Karoline in London ihren Aufenthalt gewechselt. Kurfürstin Sophie bemühte sich die liebliche sanfte Erscheinung dauernd in ihrer Umgebung zu haben, nur den Vorurteilen des Hofes über Rang und Herkunft wünschte sie die bereits als Großhofmeisterin ernannte Raugräfin nicht auszusetzen. Später hat Raugräfin Luise in Frankfurt ihren Wohnsitz genommen, um vom Schömberger Hofe aus die umfangreichen Güter ihres englischen Schwagers mit männlicher Geschäftsgewandtheit und Umsicht zu verwalten und die Verbindung mit den ihr befreundeten Höfen zu unterhalten. Als treue Anhängerin des reformierten Glaubens verfolgt sie teilnahmsvoll die Vorgänge auf dem Boden der Kirche, gerne bereit ihrer eigenen kleinen Gemeinde durch tatkräftige Unterstützung einen Rückhalt gegen die Stürme der Zeit zu gewähren. Den Reformierten Frankfurts hat sie im Schömberger Hofe den ersten Betsaal eingerichtet.

Nach dem Tode ihrer Brüder war das kleine von Karl Ludwig den Raugrafen überlassene Lehen, die Burg Streichenberg mit dem Dörfchen Stebbach, an Luise gefallen, wo sie zeitweise, wie in einer kleinen Herrschaft für das Wohl ihrer wenigen Untertanen mütterlich besorgt war. „Ich halte es für eine der schönsten Sachen in der Welt vor den Menschen Recht zu thun und einem jeden Recht zu geben, wo man kann.“ Darnach hat sie immer gehandelt.

Von aller Welt wegen ihrer Tugend geliebt, wegen ihres hellen Verstandes und ihres zuverlässigen Charakters als Ratgeberin gesucht, hat sie doch bei Eiselotte die größte und rührendste Liebe gefunden. Im Sinne der Herzogin von Orleans konnte ja auch die Ehe Karl Ludwigs als eine Mißheirat gelten. Die vornehme Welt, welche ungeachtet ihrer eigenen Sünden damals großes Geschrei erhoben hat, war nicht anderer Meinung. Doch vor dem Bilde des Vaters und der Degenfeld schwand bei Eiselotten jeder Gedanke über Rang und Herkunft, und bei Raugräfin Luise erst war nur das menschlich Edle, war nur die Tugend ein hoher Adel. „Die Tugend ist allezeit der Schönheit vorzuziehen und weilen Ihr die besitzt, ist es kein Wunder, daß man Euch estimirt und werth hat. Daß Ihr meiner Frau Mutter Tochter nicht seid,“ schreibt sie ein andermal, „ist Euere Schuld nicht. Ihr reparirt das Unglück Euerer Geburt durch viele Tugenden, warum sollt ich Euch denn nicht



lieben? Ob Tugend zwar keinen Rang gibt, so ist sie doch über alles zu estimiren und das macht auch, daß ich Euch von Herzen lieb habe.“ Es ist in ihren Augen ein Mangel an „Auferziehung“, wenn die Raugräfinnen bei Kurfürst Georg Ludwig, in Hannover, wie Bäuerinnen behandelt, während am Hofe zu Kassel sie Prinzessinnen gleich geachtet werden.

Als Karl Ludwig und fast alle die Raugrafen und Raugräfinnen längst zu Grabe getragen waren, auch der Kurfürstin Sophie Bild nur in wehmütiger Erinnerung unserer Liselotte vorschwebte, da ist Raugräfin Luise das letzte Band mit der alten Heimat. „Wen sollte ich lieber in mein Kabinet wünschen, als Euch, liebe Luise? Ihr seid ja, was mir jetzt in ganz Teutschland am Geblüte am nächsten ist und was mir allein übrig geblieben von allem, was ich in Teutschland am meisten geliebt habe und daran kann ich nicht zweifeln, denn ich weiß, wie treu Euer Frau Mutter meinem Herrn Vater gewesen ist, also seid Ihr ohnfehlbar, was ich alleweil gesagt habe, und wenn Ihr auch nur Karlus Schwester seid, den ich wie mein leiblich Kind geliebt habe und an welchen ich nicht denken kann, ohne daß mir die Thränen in den Augen kommen und das Herz schwer wird. Auß diesem allem seht Ihr wohl liebe Luise, daß es gar keine Flatterie ist, wenn ich Euch bei mir in mein Kabinet wünsche, sondern, daß es recht von Herzen Ernst ist. Das ist possirlich,

daß Ihr sagt, daß Ihr zu keinem Zeitvertreib geschickt seid und unangenehm. Meinet Ihr denn, daß ich lauter Venus und der schönen Helena Gesichte um mich haben muß, daß ich in meinen Alter lauter danzende und springende Personen um mich habe? Nein, Nein, liebe Luise, ich bin nun in dem Alter, wo ich keine Lust mehr hoffe, als die von der Freundschaft.“

Luise war aller Beschreibung nach keine Schönheit, die Reinheit ihrer Seele ersetzte den Zauber äußerer Erscheinung. „Was mir allezeit an Euch gefallen wird,“ schreibt Eiselotte, „ist Euere Tugend und gutes Gemüthe. Da sehe ich mehr nach, als schöne Gesichter, welche doch nicht lange schön bleiben.“ Luise war von tiefer Frömmigkeit, in ihrem reformierten Bekenntnis fest und unerschütterlich, kirchlich gut gesinnt und eifrig. Doch zwischen zwei Spöttern, Sophie und Eiselotte sitzend, will sie nicht zu den Devoten gezählt werden und rechtfertigt sich gerne gegen den Vorwurf, daß sie eine von den Pietistinnen sei, welche die Herzogin von Orleans den „Narrinnen“ gleichzustellen pflegte. Aber Raugräfin Luise war nicht ohne Einfluß auf die religiöse Stimmung Eiselottens, wirkte mildernd auf ihre kirchliche Anschauung, die harmlos viel vom Sarkasmus der Lehrmeisterin zu Hannover herübernahm und auch den Eifer der Devoten auf den lutherischen und calvinischen Kanzeln durch Spott und Ernst zu dämpfen suchte. Die stark moralisierende Neigung der Raugräfin behagte Eiselotten zwar

nicht immer. „Ich sehe, daß Ihr greulich in der Moralität begriffen seid,“ schreibt sie einmal. Doch am Heiligtum des tiefen innern religiösen Lebens rüttelte sie nicht, sie war doch selbst wieder zu stark im Gottvertrauen und in Gottesliebe; in dem reinen Quelle, der aus Luizens Seelenleben klar und hell ihr entgegen kam, hat sie sich selbst gern wieder gesehen, wie in einem Spiegel. Sie wußte, daß in diesem Leben alles unverfälscht und echt war, auch Glaube und Kirche. Kam bei der Raugräfin auch mancher Zug heraus, der gar nicht an die „Heidelbergische Auferzucht“ am Hofe Karl Ludwigs erinnerte, so war doch ein jeder Brief, den Luise schrieb, für Eiselotte wie ein tröstendes Evangelium. Sie verspürt die Kraft des Gebetes, das für sie von Luizens Lippen kam. „Ihr seid so gottesfürchtig,“ schreibt sie an die Raugräfin, „daß, wenn mir Gott der Allmächtige Trost und Erleichterung schicken sollte, würde ich es Euerem Gebete zuschreiben.“ Scherzhaft schreibt sie einmal: Frau von Rathsamhausen, „wäre gut dafür, daß Luise keine Sünde habe“, aber Eiselotte hatte Ehrfurcht vor der Reinheit dieser Seele und verschloß sich ihrem Einflusse nicht. „Wohl zu leben, wie Ihr thut, liebe Luise, ist doch der rechte Weg, heilig zu werden, denn alle, die es geworden, waren keine Engel, sondern alle Menschen, wie Ihr seid und die Demuth, die Ihr habt, ist doch nicht die geringste Staffel dazu. Im Himmel ist man heilig, auf Erden aber muß man's werden.“

So ist es kein Zufall, daß Eiselotte in ihrem brieflichen Verkehre mit der Raugräfin möglichst frei von jenem derben Humore bleibt, der mit Zynismus und harmlosem Spotte gemischt, die Unterhaltung so gerne mit pikanten Geschichten würzt. Sie wußte wohl, daß Histörchen, welche die Grenze des Anstandes bereits überschritten, eher in Hannover bei der lachlustigen, für das Obszöne mehr empfänglichen Sophie, ihre Wirkung nicht verfehlten.

Seit dem Tode Karl Ludwigs war die Stellung der raugräflichen Kinder nicht mehr die alte. Jetzt galten sie nur als die Nachkommen der Degenfeld, als Fremde. Der neue Kurfürst Karl und seine kalt sinnige dänische Gemahlin teilten die Gefühle der Herzogin von Orleans nicht, welcher jene Stunde des Abschiedes zu Straßburg unvergessen blieb, da Karl Ludwig die raugräflichen Kinder ihr und ihrem vermeintlichen Einflusse am französischen Hofe aufs wärmste empfahl.

Karl Ludwig, der im Sparen und Rechnen hart und unbeugsam, seiner eigenen Mutter die gesuchte Unterstützung, dem tapferen Ruprecht einen Sitz in der Pfalz verweigerte und die Pforte der väterlichen Burg verschloß, hatte für die Nachkommen der Degenfeld soviel verschrieben und wieder zurückgenommen, daß ihnen nichts verblieb. Während die Raugrafen mit dem Degen in der Faust sich durchs Leben hindurchschlugen, fanden die Jungfern bei Sophie

und Liselotte die Beweise treuer Fürsorge. Beide haben, wenn es möglich war, auch die Worte in Taten umgesetzt, sie spendeten ihre Freundschaft mit jenem feinen, ihrer innerlich vornehmen Natur eigenen Takte, welcher das Gefühl einer erwiesenen Gnade nicht aufkommen ließ und vor Zurücksetzung anderen gegenüber schützte.

Als nach dem Tode des Kurfürsten Karl der französische König seine Hand auf das pfälzische allodiale Erbe legte, da denkt Liselotte daran, was ihren Schutzbefohlenen aus dem Erbe gebühren könne und will dafür sorgen, daß die „Raugrafschaft“, ihnen nicht entzogen werde. Eine harmlose und ahnungslose Auffassung der Dinge, wie sie waren und noch kommen sollten. Bei dem „je verrais“ des Sonnenkönigs, der bis zum Ärgernis von Liselotte mit Bitten sich belästigt fühlte, ist es geblieben und auch der Herzog von Orleans, der „maitre de la communauté“, hat sich um die Sorgen der Degenfeldschen Nachkommenchaft so wenig wie um die Wünsche seiner eigenen Frau gekümmert. Die Raugrafschaft, eine „Antiquität, deren Realität in unbekanntem Ländern liege,“ wie Ferdinand von Degenfeld meinte, hätte nicht viel geholfen. Daß der Herzogin von Orleans „von der Pfalz nichts gebühre“, war eine Erklärung voll Wahrheit und Charakter. Seinen Dank aber hat der ritterliche Herr in dem schönen Bekenntnis zum Ausdruck gebracht, daß man die ganze Welt durchreisen und außer Sophie von Hannover und der Her-

zogin von Orleans kein drittes von solcher Güte finden könnte.

Ihr schönstes Denkmal aber hat sich Liselotte selber gesetzt. Sie ist, wie wir bis jetzt wissen, nur einmal im Jahre 1683 nach Deutschland gekommen. Über ihr flüchtiges Wiedersehen mit ihrer Mutter zu Bockenheim hat sie ebenso flüchtig berichtet. Der Besuch der Herzogin Sophie am französischen Hofe im Jahre 1679 ist aus ihren Memoiren bekannt. Wie geistvoll und amüßant hat sie geschildert, als sie vor Ludwig XIV. trat, wie rührend, als Liselotte ihr in die Arme flog! So war Liselottens starkes Heimatsgefühl nur auf den Ausspruch der brieflichen Unterhaltung angewiesen, so schrieb sie ihre vielen und langen Briefe und ohne, daß sie es wußte und wollte, die unschätzbaren Denkwürdigkeiten ihres eigenen Lebens. „Wenn das Briefschreiben schädlich wäre,“ sagte sie einmal, „dann müßte sie längst tot sein.“ Sie hat Tag für Tag geschrieben nach Hannover an Sophie, nach Heidelberg und Frankfurt an Luise und sonst in alle Welt hinaus, wo Verwandte und Freunde saßen, keine Biletchen, wie dieselben für die Gedankenarmut der modernen Briefschreiber zugeschnitten sind, sondern große, umfangreiche Blätter. Oft hat sie achtundzwanzig Bogen an einem Tage geschrieben. Oft sitzt sie bis zum ersten Frühroth am Schreibtische. Sie konnte schreiben, während das größte Geräusch sie umgab, ihr Gatte nebenan mit seinen Genossen unter viel Geschrei sein

Spielchen machte. Selbst wenn eines ihrer Hündchen übers nasse Papier sprang und ein Säuchen zurückließ, gab das keine ernsthafte Störung. Was von diesen Briefen bis jetzt veröffentlicht ist, geht schon in die Tausende, selbst im Zeitalter des Briefes eine ganz außerordentliche Erscheinung. Es war ihr Lebenselement, Briefe zu schreiben, „ihr einziger Trost und ihre einzige Freude in der Welt“. „Briefe sind ihr Beweise, daß man fleißig an die Seinen denkt. Man setzt aufs Papier, was der Mund nicht sagen kann, also ist man lustig, müssen die Briefe lustig sein, ist man traurig, desgleichen, damit unsere Freunde den Text nehmen können in allem, was uns betrifft.“ Alles, was sie schreibt, ist darum der unmittelbare Ausdruck ihrer Seelenstimmung, sie schreibt, wie sie denkt, wie's aus dem Kopf heraus kommt, schreibt sie es nieder, so lebhaft, daß sich der Leser ganz in ihre Nähe hingezogen fühlt, die weitesten Entfernungen geistig überbrückt werden. Da sehen wir sie sitzen und schreiben, ihre Vertraute, die Rogenhäuserin, daneben, wie sie Seide spinnt und über alles lacht, was Eiselotte Lustiges zu Papier bringt. Wir hören sie singen, alte Volkslieder und schöne Gesangbuchverse, wir hören sie auch schelten. „Pfui, liebe Luise,“ ruft sie ihr dazwischen, wenn sie zu viele Komplimente von ihr hören muß, die Eiselotte gar nicht vertragen kann. Eiselotte will aber sich nicht allein selbst, sondern auch andere unterhalten. In die ernststen Betrachtungen ihres

Lebens streut sie ihre oft gesunden Urtheile über die guten und schlechten, über die vernünftigen und närrischen Menschen ein, die im bunten Gewühle an ihr vorüberziehen, über die großen, Ereignisse draußen in der Welt, wie die kleinen Vorgänge in ihrem Kabinett, und wären es auch nur ihre Hündchen und Vögel, über deren Leiden und Freuden sie in kindlicher Theilnahme berichtet. Will sie ihre Tante Sophie lachen machen, fehlt es auch nicht an Hörtörchen pikanter und gar merkwürdiger Art, denn selbst im eigenen Hause benimmt man sich nicht immer salonmäßig. Alles wird in unmittelbarer Frische erzählt. Sie schlägt da oft Töne an, wie wir dieselben heute noch in ihrer Heimat, bei den in Wind und Wetter braun und derb gewordenen Hüterinnen der Gemüsekörbe hören können, wenn sie auf gut pfälzisch philosophieren und Freundlichkeiten einander zuwerfen. Alles, was aus ihrem Kopfe heraussprudelt, formt sich ganz nach Pfälzer Art zu Bildern, voller Empfindung und Leben: Es ist ein schwüler Tag, man fühlt, wie die dicke Liselotte sich abmüht, noch einen Brief fertig zu bringen. „Ach, liebe Luise,“ sagt sie plötzlich, „ich muß aufhören, ich schwiß gar unerhört, werde derowegen nichts mehr sagen, als daß ich Euch im Sommer und Winter, Herbst und Frühling lieb behalte.“ Manchmal schläft sie überm Schreiben ein und wenn die Augen wieder ausgerieben sind, fährt sie in oft ganz anderen Gedankengängen weiter. Das sind an sich ganz



unbedeutende Dinge, gar nicht wert, darüber zu berichten. Aber mit welcher natürlichen Lebensfrische, ganz aus dem unmittelbarsten Empfinden heraus sind sie gezeichnet! Da ist sie mit ihrer hausgebackenen Religionsphilosophie beschäftigt, halt sich gerade in der Unterhaltung mit Sophie darüber auf, daß „man den Lazarus nicht brav nach jener Welt quaeſtionirt habe“ und ist darüber selber eingeschlafen. „Muß ein klein Nickerlein thun“ — sagt sie und läßt die Feder sinken. Der Gedankenstrich in ihrem Briefe macht uns eine ganze Situation lebendig: Wir sehen die Liselotte vor uns eingeschlafen, vielleicht den Kopf auf die Hände gestützt, wir hören sie auch schnarchen, was sie ja vortrefflich verstand. Aber es dauerte nicht lange, da wacht sie schon wieder auf. „Nun bin ich wieder wacker,“ sagt sie vergnügt, „es hat ein halb Stündchen gewährt. Es hat mich gedürst, ich habe ein gut Trunk auf Euer Liebden Gesundheit gethan.“ Den Lazarus hat sie ganz verschlafen und ganz andere Gedanken gehen ihr durch den Kopf. Da stehen plötzlich Soliman und Türk, ihre Lieblingshunde aus der Jugendzeit vor ihr, sie hat sich wieder jung geschlafen und sieht das Kind, das sie selber war, vor sich, mit seiner Sammetmütze und den blau und weißen Federn darauf. Wie einfach und lebenswahr hat sie mit nur ein paar Strichen das kleine, unbedeutende Erlebnis gezeichnet, da sie in ihren Kinderjahren, mit ihrer Mutter, den ersten Mai mit einem Nachteſſen auf der Mührlau

bei Mannheim feiert, ein schwer Gewitter nieder-  
geht und sie sich krank lachen will über die  
Grimassen ihr ängstlichen Hofmeisterin, der Jung-  
fer Kolb! Wie stimmungsvoll ist das Bildchen  
gezeichnet, da sie als kleines Mädchen bei der  
Uffeln ihren Besuch macht, die zu Heidelberg  
mit ihrer Schwester und zwei andern alten Damen  
in einem Hause zusammen wohnt, wo sie die  
Tage der Ruhe genießen, wo alles von hollän-  
discher Sauberkeit glänzt: das weiße Tischzeug  
und das schöne alte Porzellan im Schranke.  
Man fühlt die warme Sonne hinein scheinen in  
dies altjüngferliche Stillleben.

Das Sprunghafte der Gedanken, wie es dem  
leicht erregbaren, rasch denkenden und plaudern-  
den pfälzischen Volke so eigen ist, kommt auch  
in Eiselottens Briefen zum Ausdruck. Ihre Ge-  
danken arbeiten so rasch, daß sie der Feder  
voraus eilen, oft in merkwürdigem Durcheinander  
aufs Papier fliegen und darüber manchmal der  
Satzbau aus den Fugen geht. Während sie über  
die „Pfaffen“ in gewohnter Weise loszieht, weil  
sie ihren Pfälzern das Leben sauer machen,  
kommt ihr mitten im Ärger der Wunsch an, ein-  
mal in ihrem Leben mit Raugräfin Luise zu  
Mittag zu essen und damit wird auch der Hunger  
nach dem geliebten Sauerkraut lebendig. Kaum  
aber ist es in Gedanken verdaut, so gehen ihr  
schon wieder hunderterlei andere Dinge durch den  
Kopf. Nichts von leeren Phrasen, wie die Übung  
des Briefstiles sie zum langweiligen Gesetz ge-

macht hat, ist in Liselottens Briefen zu spüren. Auch im Schlußworte des Grußes findet sich der lebendige Ausdruck wahren Gefühlslebens. „Adieu, liebe Luise,“ hat sie schon gesagt, da fällt ihr, man weiß nicht wie, auf einmal ihr Vetter, der Landgraf Georg von Hessen ein, der „mit seinem abscheulichen Maul so unangenehm lachen konnte“. Dann sagt sie noch einmal Adieu, embrassiert in Gedanken die teure Freundin und schließt ihren Brief.

Wenn sonst den Leuten die Gedanken ausgehen, reden sie vom Wetter. Niemals ist so viel die Rede davon gewesen, als in Liselottens Briefen. Aber der lebhaften Pfälzerin kommen dabei die besten und schönsten Gedanken. „Wir haben eine Poetin in ihr gefunden,“ schreibt einmal die von Liselottens Briefen entzückte Sophie an Karl Ludwig. Es ist poetische Stimmung, die unter dem Eindruck der wechselnden Jahreszeiten oft in nur wenigen Zeilen zum Ausdruck kommt. Treibt der Frühling seine ersten Blüten, da wird auch die Erinnerung an ihre schöne Heimat lebendig. Da sieht sie die fröhliche Kinderschar den Schloßberg hinaufziehen, um das Sommerlied dem Kurfürsten vorzusingen und sie singt selbst mit ihnen, frisch wie sie es noch behalten hat:

„Struh, Struh, Stroh, der Sommer der ist do,  
Wir sind nun in den Fasten  
Da leeren die Bauern die Kasten,  
Wenn die Bauern die Kasten leeren,  
Woll uns Gott ein gut Jahr bescheren,  
Struh, Struh, Stroh, der Sommer der ist do.“

In ihrer lebendigen Schreibart hat Eiselotte manche Ähnlichkeit mit Frau von Sevigné. Aber die geistreiche französische Dame schafft literarische Kunstwerke. In allem, was Eiselotte schreibt, ist Natur, urwüchsig, oft recht ungeformt. Mühsam ringt sie mit dem Deutschen. Sie selbst ist erstaunt, daß man ihre Briefe schön findet. „Angenehm schreiben,“ meint sie, „wäre besser als correct.“ Sie weiß gar nicht, wie angenehm sie schreiben kann. Ihre Briefe sind wie die Blumen, die auf steiler Bergeshöhe mitten aus dem Felsgestein in der Wildnis, nur vom Himmel gepflegt, herauswachsen und doch in frischen und schönen Farben blühen. So hat Eiselotte geschrieben, bis ihr die Feder aus der müden Hand fiel.

Auf ihren letzten Briefen ruht schon der Hauch des Todes. „Ich fühle,“ schreibt sie am 26. November 1722, „daß es mit der Seele aus dem Leib zieht, möchte mich wohl in die andere Welt wandern machen, welches eben gar kein groß Unglück, wenns nur geschwind und ohne große Schmerzen geschehen könnte.“ Sie hat in den letzten Wochen viel mit Atemnot zu tun. Da kommen die berühmtesten und gelehrtesten Ärzte gelaufen, um ihr die besten Hoffnungen zu machen. Aber die wahre Natur auch bei der alten Eiselotte schläft erst mit ihrem letzten Atemzuge ein. Sie sagt ihnen, daß sie Scharlatans seien und sie sterben müsse.

Am 3. Dezember, während sie die letzten

Zeilen ihres Lebens schreibt, kommt noch einmal ein Brief von Raugräfin Luise. „Erhält mir Gott das Leben bis übermorgen, werde ich antworten, nun aber nur sagen, daß ich Euch bis an mein Ende lieb behalte.“ Ganz wie sie dachte war dies Ende nahe.

Am 8. Dezember 1722 um 4 Uhr in der Frühe ist Liselotte auf ihrem Lieblingsstuhle zu St. Cloud, 71 Jahre alt, gestorben. Einfach und schlicht wie sie war, hat man ihrem Wunsche gemäß, ohne jeden höfischen Prunk die Herzogin von Orleans nach St. Denis in die Gruft der französischen Könige übergeführt.

„Alles war Deutsch an ihr,“ sagt ihr Zeitgenosse, der Franzose Saint Simon.



## Verzeichnis der hauptsächlich benützten Literatur.

---

Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Seinen, hrsg. von W. L. Holland, 1844 (Bibliothek des literar. Ver. 167).

Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans, hrsg. von W. L. Holland. 6 Bände, 1867—1881 (ebendas. 88, 107, 122, 132, 144, 157).

Memoiren der Herzogin Sophie nachmals Kurfürstin von Hannover, hrsg. von Ad. Köcher, 1879 (Publik. a. d. Preuß. Staatsarchiven 4).

Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und des letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna, hrsg. von E. Bodemann, 1885 (ebendas. 26).

Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz, hrsg. von E. Bodemann, 1888 (ebendas. 37).

Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover, hrsg. von E. Bodemann. 2 Bände. 1891.

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. v. Harling geb. v. Uffeln und deren Gemahl Geh. Rat Fr. v. Harling zu Hannover, hrsg. von E. Bodemann. 1895.

Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an Etienne Polier de Bottens, hrsg. von S. Hellmann. 1903 (Bibliothek des liter. Ver. 231).

Lettres de Madame de Sévigné publ. par Monmarqué. vol. II, III et IX. 1862 ff.

Saint Simon, Mémoires. Nouv. édit. publ. par A. de Boislisle. vol. III et IX. 1879 ff.

Ezéchiél Spanheim, Relation de la cour de France en 1690 suivie de la Relation de la cour d'Angleterre en 1704 publ. par Emile Bourgeois. 1900.

Correspondance générale de Madame de Maintenon publ. par Th. Lavallée. 4 Bde. 1865—1866.

M. J. D'Aumale, Souvenirs sur Madame de Maintenon publ. par le c<sup>te</sup> d'Haussonville et G. Hanotaux. 3 Bde. 1904.

Die übrige Literatur vgl. J. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. (Neue Heidelberger Jahrbücher, Bd. V. S. 225 ff. und Sonderabdr. S. 38 ff.

RETURN  
TO →

**CIRCULATION DEPARTMENT**  
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 <b>HOME USE</b>	2	3
4	5	6

**ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS**

1-month loans may be renewed by calling 642-3405

6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation

Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

**DUE AS STAMPED BELOW**

JUN 11 1978

REC. CIR. MAY 5

DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
BERKELEY, CA 947



Frauenleben.

158055

F7

v.8

Oct. 4 '13

San Diego Pub. Lib.

OCT 30 1913

CT3200

F7

v.8

Frauenleben

158055

UNIVERSITY

LIBRARY

